

**DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN
FORSCHUNG**

No. 2/2007

**Bürgerschaftliches Engagement und Altersdemenz:
Auf dem Weg zu einer neuen ‚Pflegekultur‘?
Eine vergleichende Analyse**

von

Hermann Strasser
Michael Stricker

unter Mitarbeit von

Stefan Leibold
Alexandra Epgert
Christian Fischbach
Tobias Veer

Forschungsgruppe Sozialkapital

Herausgeber der „Duisburger Beiträge zur soziologischen Forschung“
ist das Institut für Soziologie.

Kontaktadresse:

Universität Duisburg-Essen
Fachbereich für Gesellschaftswissenschaften
Institut für Soziologie
E-mail: sigurd.matz@uni-due.de
Lotharstraße 63
D – 47057 Duisburg

Ein Verzeichnis aller bisher erschienenen Beiträge befindet sich im Anhang.
ISSN 0949-8516 (Duisburger Beiträge zur soziologischen Forschung)

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

Inhaltsverzeichnis

Abstract	2
1. Einleitung	3
2. Freiwillig Engagierte im Kontext der deutschen Altenhilfe	5
3. Welchen Einfluss haben die Rahmenbedingungen der Einrichtungen auf die Freiwilligenarbeit?	7
3.1 Hypothesen	7
3.2 Unterschiede zwischen Stadt und Land	8
3.3 Unterschiede zwischen „gutbürgerlichen“ und „sozial benachteiligten“ Stadtteilen	9
3.4 Unterschiede zwischen konfessionellen und nicht-konfessionellen Trägern der Einrichtungen	9
3.5 Unterschiede zwischen ambulanten und stationären Einrichtungen.....	9
3.6 Fazit und Handlungsempfehlungen	10
4. Freiwilligentypen in der Betreuung von Demenzkranken	12
4.1 Konstruktionsrahmen der Freiwilligentypen dieser Studie.....	12
4.2 Analyisierte Typen	13
4.3 Verhältnis von Freiwilligen und Pflegekräften	14
4.4 Beurteilung der Aus- und Weiterbildung durch die Freiwilligen	14
4.5 Beurteilung des eigenen Engagements der Freiwilligen.....	15
4.6 Fazit und Handlungsempfehlungen	16
5. Kosten-Nutzen-Analyse der Leistungsangebote	18
5.1 Freiwilligenarbeit in Deutschland.....	18
5.2 Referenzmodell zur Bewertung des Freiwilligen-Managements.....	18
5.3 Ergebnisse	20
5.4 Fazit und Handlungsempfehlungen	24
6. „Wohlfahrtspluralismus“ in der Betreuung von Demenzkranken unter sich verändernden Erwerbsarrangements	25
6.1 Stellenwert informeller Hilfe	25
6.2 Familiensituation der Freiwilligen	25
6.3 Erwerbssituation der Freiwilligen	26
6.4 Einstiegsmotivation der Freiwilligen unter besonderer Berücksichtigung von Erwerbs- und Familienstrukturen.....	26
6.5 Fazit und Handlungsempfehlungen	27
7. Schlussfolgerungen	29
Literaturverzeichnis.....	30

Abstract

In an award-winning research project, we took a close look at the care potential of voluntary workers for people suffering from dementia. We looked at seven institutions who took care of such people in four federal states of Germany, four of which were located in urban areas and three in rural areas. They were either in- or out-patient institutions, four of which had a confessional background.

What we found out was only partly surprising although worthwhile drawing the right practical conclusions from. There is no question that voluntary work was usually rewarding for all the people and institutions involved, as both the care institutions and society benefit in a measurable way from it. However, the already existing state of emergency will likely get worse in the future, as the potential of volunteers can hardly be increased. Traditionally, these volunteers are recruited among housewives and pensioners of the middle class who look for a kind of substitute for family work or the job which is no longer carried out. Voluntary work offers public reward, social contacts, and at times a higher status in society. To be sure, voluntary engagement out of Christian love or humanitarian considerations did not really play an important role.

In our inquiries we also found out that not only relatives and external volunteers but also professional carers of these institutions are active in voluntary work. There were clear indicators that new groups of voluntary workers, especially among those being still active in the labor market, can only be recruited if job, family, and voluntary engagement are compatible. In nearly all of the institutions in this analysis, (former) relatives of those suffering from dementia could be motivated to take on voluntary work. In rural areas and in confessionally dominated milieus the number and motivation of volunteers offering qualified care were significantly higher than in other locations.

The point is that voluntary work enables care institutions to offer services which help to increase the life quality of people with dementia decisively. Without them, these services could not be offered in the first place and a new care culture would not be in sight. This is what should be brought to the attention of volunteers, care institutions, and society alike.

1. Einleitung

Zum Jahresende 2005 sind nach der Pflegestatistik 2005 2,13 Millionen Menschen in Deutschland pflegebedürftig im Sinne des Pflegeversicherungsgesetzes (SGB XI) gewesen. Im Vergleich zum Dezember 2003 ist dies ein Anstieg um 2,5 %. Die Mehrheit der Pflegebedürftigen, und zwar 82 %, waren 65 Jahre und älter (Statistisches Bundesamt 2007: 4).

Augenfällig ist, dass das Risiko der Pflegebedürftigkeit mit zunehmendem Alter steigt. Während bei den 70- bis unter 75-jährigen jeder zwanzigste (5 %) pflegebedürftig war, liegt die Pflegequote bei der Altersgruppe 75 Jahre und mehr bei 21 %. Die höchste Pflegequote weist die Altersgruppe der 90- bis unter 95-jährigen mit 61 % auf (Statistisches Bundesamt 2007: 13, z.T. eigene Berechnungen).

Die Folgen der stetig steigenden Lebenserwartung in Deutschland spiegeln sich im Pflegesystem in dramatischer Weise wider. Auch die Daten des EU-Projekts FELICIE zeigen deutlich, dass das „Alter“ der größte Risikofaktor zum Eintritt in die Pflegebedürftigkeit ist. Nach einem „konstanten Pflegeszenario“ für die Prognose der Pflegebedürftigkeit bis zum Jahre 2030 wird für die, die 75 Jahre und älter sind, mit einem Anstieg der Pflegebedürftigkeit von 39 % bei Frauen und 127 % bei Männern gerechnet (Doblhammer/Westphal/Ziegler 2006: 3).

Bereits jetzt sind Demenzerkrankungen mit i.d.R. einhergehender Pflegebedürftigkeit eine gravierende Begleiterscheinung der stetig steigenden Lebenserwartung, die in ihrer quantitativen Ausprägung die alternde Zivilgesellschaft deutlich in ihren ökonomischen und gesellschaftlichen Merkmalen prägen. Nach Schätzungen des Robert Koch-Instituts und des Statistischen Bundesamtes sind in Deutschland bereits bei ca. 1,2 Millionen Menschen über 65 Jahren mittelschwere oder schwere Formen von Altersdemenz erkennbar (Weyerer 2005: 11).

Es stellt sich daher die Frage, wie bei dieser großen Anzahl an Pflegefällen das „überforderte Pflegesystem“ (Opaschowski 2004: 159) dem Demenzkranken noch individuell gerecht werden kann.

Auf Seiten der Politik hat in den letzten Jahren daher der Gedanke, freiwillig Engagierte in die Betreuung von Demenzkranken zur Entlastung von staatlicher und familiärer Pflege zu integrieren, an Bedeutung gewonnen (BMFSFJ 2002: 217 f.). Besonders mit dem seit 2002 geltenden Pflegeleistungs-Ergänzungsgesetz hat die Bundesregierung niedrigschwellige Betreuungsangebote wie Helferkreise und Tagesbetreuungsgruppen gefördert. Freiwillige sind in diesen Angeboten eine wesentliche Unterstützung (ebd.: 26). Allerdings ist das Potenzial an Unterstützungsleistungen von Freiwilligen noch nicht annähernd ausgeschöpft, wie auch eine Umfrage von Infratest zu erkennen gibt (Infratest Sozialforschung 2003: 35).

Vor diesem Hintergrund war es das Ziel des im Exzellenzwettbewerb „Geisteswissenschaften gestalten Zukunft“ des früheren nordrhein-westfälischen Wissenschaftsministeriums als einer der Gewinner hervorgegangenen und geförderten Projekts „Bürgerschaftliches Engagement und Altersdemenz: Auf dem Weg zu einer neuen ‚Pflegekultur‘? Eine vergleichende Analyse“, Erkenntnisse darüber zu gewinnen, wie das Potenzial von Bürgerengagement im Bereich der niedrigschwelligen Betreuung von Demenzkranken besser ausgeschöpft und nachhaltig gestärkt werden kann.

Neben dem skizzierten demografischen Wandel und dem unausgeschöpften Potenzial Freiwilliger spielt auch die Prämisse eine große Rolle, dass freiwillig Engagierte die hauptamtliche Beschäftigung nicht ersetzen sollen und können. Nicht zuletzt deswegen wurde in der Erhebung das Feld der Pflege ausgeklammert und der Schwerpunkt auf die Untersuchung der Betreuung Pflegebedürftiger durch Freiwillige gelegt.

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

Die vorliegende Untersuchung analysiert folgende vier Perspektiven zur nachhaltigen Förderung des bürgerschaftlichen Engagements¹:

Die erste Forschungsperspektive stellt die Einrichtungen in den Mittelpunkt – allerdings weniger deren Innenansicht als die Beziehung zwischen Rekrutierungserfolg oder -misserfolg von Freiwilligen und den Rahmenbedingungen der Einrichtungen.

Die zweite Perspektive nimmt den Zusammenhang zwischen den Motiven und den Tätigkeiten der Freiwilligen und den daraus erwachsenen Ansprüchen an die Einrichtungen aus der Sicht der Engagierten in Augenschein. Überdies stehen die Möglichkeiten und Grenzen der Mobilisierung bestimmter Freiwilligentypen für niedrigschwellige Betreuungsangebote im Mittelpunkt der Analyse.

In der dritten Projektperspektive geht es um eine Kosten-Nutzen-Analyse des bürgerschaftlichen Engagements, d.h. um Kosten und Nutzen für die Einrichtung und für die Freiwilligen, aber auch für die Gesellschaft durch Sozialkapitaleffekte.

Mit der vierten Perspektive kommt das Verhältnis von Freiwilligen zu anderen gesellschaftlichen Sphären in den Blick – konkret der Arbeitsmarktstatus und die Familienarrangements. Dazu werden die Familien- und Erwerbsprofile sowie die Einstiegsmotivationen der Freiwilligen vorgestellt. In dieser Fragestellung stehen wichtige Teilsysteme der Gesellschaft und nicht die konkrete Ebene der Einrichtung im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses.

Die soziale Integration der Dementen, von deren Angehörigen und der Freiwilligen, aber auch die kulturellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Auswirkungen und Zugangsvoraussetzungen des freiwilligen Engagements wurden mit Hilfe qualitativ-empirischer Forschungsmethoden analysiert. Insgesamt wurden in sieben Einrichtungen² in vier verschiedenen Bundesländern³ mit Hilfe von teilstrukturierten Interviews, Dokumentenanalysen und teilnehmenden Beobachtungen Daten zur Beantwortung der Forschungsfrage gewonnen.

¹ Ergänzt wurden diese Perspektiven der Primärerhebungen in Deutschland durch einen Ländervergleich mit der Situation des freiwilligen Engagements für Demenzkranke in den Niederlanden und der Schweiz. Kooperationspartner waren dort Frits Tjadens vom International Centre des Nederlands Instituut voor Zorg en Welzijn (Niederländisches Institut für Fürsorge und Soziales) in Utrecht und Prof. Jürg Arpagaus von der Kalaidos Fachhochschule in Zürich. Eigene Veröffentlichungen zu diesem Ländervergleich sind geplant. Vgl. auch Arpagaus/Höglinger 2006.

² Drei ambulante und vier stationäre Betreuungseinrichtungen wurden für die Studie ausgewählt, die niedrigschwellige Entlastungsangebote mit Freiwilligen aufwiesen. Bei einer stationären Einrichtung wurde zusätzlich ein weiteres Pflegeheim des gleichen Trägers untersucht, das sich aber nur strukturell von der anderen Einrichtung unterschied.

³ Angebote folgender Bundesländer wurden untersucht: Bremen, Hessen, Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz.

2. Freiwillig Engagierte im Kontext der deutschen Altenhilfe

Das Engagement von Bürgern befindet sich in Deutschland noch in einer Findungsphase, wenn es um die Pflege und Betreuung hilfsbedürftiger alter Menschen in der Zivilgesellschaft geht. Vor allem seit den 1970er Jahren haben Tendenzen der Professionalisierung, Bürokratisierung und Hierarchisierung in den großen Wohlfahrtsverbänden dazu beigetragen, dass sich das Verhältnis zwischen haupt- und ehrenamtlicher Aufgabenwahrnehmung zugunsten bezahlter Arbeit verlagert hat (Stricker 2006: 186, vgl. auch Steinbacher 2004: 13). Gerade durch die Professionalisierung von Tätigkeitsprofilen im Pflegewesen sowie durch die Einführung der Pflegeversicherung wurden Organisationsstrukturen geschaffen, die für bürgerschaftliche Aktivitäten nur einen relativ geringen Freiraum lassen. Es ist bisher nicht gelungen, Strukturen zu schaffen, die über die tradierten Kontexte von Pflege zwischen Markt, Staat und Familie hinausgehen (Evers 2002: 91).⁴ Vielmehr sind Organisationseinheiten entstanden, die sich an den Bedürfnissen bezahlter Kräfte orientieren. Mitbestimmungs- und Gestaltungsmöglichkeiten richten sich daher eher nach den Bestimmungen des kollektiven Arbeitsrechts und orientieren sich weniger an zivilgesellschaftlichen Meinungsbildungsprozessen. Die vielfältige Kultur von Förder- und Pflegevereinen sowie anderer bürgerschaftlicher Organisationen auf lokaler Ebene wurde von der Politik lange nicht in ihrer Relevanz erkannt (Evers/Olk 2002: 12).

In den letzten Jahren haben sich in Deutschland allerdings Seniorengenossenschaften, Freiwilligenagenturen oder -börsen sowie Selbsthilfegruppen mit starkem „Dienstleistungscharakter“ in großer Anzahl herausgebildet (Opaschowski 2004: 195). Durch sie ist es dem Individuum möglich, flexibel und in eigener Verantwortung das zu ihm passende Engagement zu wählen. Dem Szenario von Deutschland als „Alzheimer-Gesellschaft“, in dem das gemeinschaftliche Zusammenleben zukünftig durch die steigende Pflegebedürftigkeit alter Menschen gelähmt werde (Gronemeyer 2004: 18), wird das „Prinzip der kollektiven Verantwortung“ und „einer größeren Betonung der bürgerlichen Pflichten des Einzelnen“ (Kolland/Oberbauer 2006: 161) gegenüber gestellt. Der Aufbau sozialen Kapitals im Sinne eines „Brückenschlags zwischen Individuum und Gesellschaft“ wird somit durch dieses Engagement erwartet (vgl. u.a. Euler 2006).

Gerade das Engagement der Senioren selbst wird bei der Suche nach Problemlösungen im demografischen Wandel hervorgehoben. Der fünfte Altenbericht der Bundesregierung stellte dies mit der Überschrift „Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft. Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen“ sehr anschaulich dar, der überdies unter dem Leitthema „Potenziale des Alters und für das Alter“ (BMFSFJ 2005) stand. In dieser Sichtweise einer Bürgergesellschaft sollen die Generationen, die nach dem Eintritt in den Ruhestand in der Regel einen relativ hohen Bildungsstand und eine gesicherte finanzielle Basis haben sowie mit hoher Wahrscheinlichkeit noch eine längere Lebensphase in guter Gesundheit verbringen werden, mit ihrer Zeit und ihren Fähigkeiten für das Wohl der Gesellschaft „wieder verpflichtet“ werden (vgl. u.a. Ahner 2005: 29; Kolland/Oberbauer 2006: 160).

Nach dem zweiten Freiwilligensurvey des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend aus dem Jahre 2004 setzen sich im sozialen Bereich speziell für die Zielgruppe älterer Menschen 9 % der Engagierten ein (BMFSFJ 2006: 123). Der Freiwilligensurvey weist auch nach, dass sich die Gruppe der über 60-jährigen mit 26 % verstärkt freiwillig für ältere Menschen einsetzt, gegenüber der Altersgruppe 14-59 Jahre, die sich mit nur 4 %

⁴ Im Kontext der Pflegeversicherung sind, trotz zahlreicher neu entstandener Initiativen freiwilliger Unterstützungsleistungen, kaum Anreizstrukturen zur Vernetzung bürgerschaftlicher Angebote vorhanden. Markt und Staat spielen immer noch die zentrale Rolle im Wohlfahrtsmix dieses Pflegesektors (Evers 2002: 93).

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

für Ältere engagiert (ebd.: 293). Wesentlich zur Stützung des Potenzials älterer Mitbürger ist auch der Einsatz anderer Personengruppen. So werden neben familiären Netzwerken aus Partnern, Kindern und anderen Verwandten auch im fünften Altenbericht der Bundesregierung die nicht-familiären Netzwerke aus Freunden, Bekannten und Nachbarn als wesentliche Stütze hervorgehoben (BMFSFJ 2005: 286). Aber auch die stärkere Einbindung engagierter Helfer in professionellen Hilfearrangements wird neben diesen privaten Netzwerken propagiert (ebd.: 335).

Insofern gilt es, Altenhilfestrukturen zu schaffen, die auf Teilhabe und Integration Freiwilliger an den Organisationsabläufen ausgelegt sind. Dass dies gelingen kann, zeigen die bisherigen Modellprojekte, in denen in ausreichendem Maße Freiwillige für die zu übernehmenden Aufgaben gefunden werden konnten. Das hier zur Diskussion stehende Projekt zeigt sowohl Möglichkeiten als auch Hindernisse des freiwilligen Engagements in einem Spezialfall, nämlich der Altersdementen, auf.

3. Welchen Einfluss haben die Rahmenbedingungen der Einrichtungen auf die Freiwilligenarbeit?

3.1 Hypothesen

Einrichtungen der Altenhilfe schweben nicht im luftleeren Raum, vielmehr sind ihre Strukturen und Handlungsabläufe von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mitgeprägt. Bei der Auswahl der Einrichtungen wurden deshalb von vornherein bestimmte Kriterien berücksichtigt:

- ▶ Einrichtungen auf dem Land bzw. in Kleinstädten (vier bzw. drei).
- ▶ Bei den vier städtischen Einrichtungen: Verortung in einem „gutbürgerlichen“ bzw. „sozial benachteiligten“ Stadtteil (jeweils zwei);
- ▶ ambulante bzw. stationäre Einrichtungen (drei bzw. vier).

Eher zufällig ergab sich, dass alle vier stationären Einrichtungen von einem konfessionellen Träger geführt werden, so dass die Unterschiede zwischen stationären und ambulanten Einrichtungen bei der Frage nach der Bedeutung der Konfessionalität mitbedacht werden mussten.

Folgende Hypothesen sollen durch die Untersuchung überprüft werden:

- ▶ Auf dem Land bzw. in Kleinstädten ist die Bevölkerung homogener, und es existieren mehr persönliche und informelle Sozialbeziehungen. Der Zusammenhalt ist größer, „jeder kennt jeden“. Die gegenseitige Hilfe ist ausgeprägter als in den Städten. In den Großstädten macht sich mehr „Gleichgültigkeit“ sowie eine „gegenseitige Fremdheit und Abstoßung“ bemerkbar, um mit den Worten Georg Simmels (1984) zu sprechen. Für die Freiwilligenarbeit in Einrichtungen der Altenhilfe sollte es daher in ländlichen oder kleinstädtischen Gegenden einfacher sein, Freiwillige zu rekrutieren. Deshalb wird dort nicht nur eine größere Zahl von Freiwilligen erwartet, sondern, dadurch bedingt, auch ein größeres Angebotspektrum, das durch die Freiwilligen abgedeckt wird. Weitere Annahmen in diesem Zusammenhang sind: Viele freiwillig Engagierte kennen sich untereinander und haben auch außerhalb des Engagements Kontakt in anderen Zusammenhängen. Die Angehörigen der Demenzkranken kennen sich ebenfalls oft untereinander und sind stärker in das Geschehen in der Einrichtung involviert.
- ▶ Frühere Untersuchungen bestätigen, dass im freiwilligen Engagement Menschen aus der Unterschicht stark unterrepräsentiert sind. Engagement steigt mit dem Einkommen und dem Bildungsgrad, insbesondere Engagement außerhalb klassischer Organisationen wie Gewerkschaften, Parteien, Kirchen u.a. (vgl. Strasser/Stricker 2005 mit weiteren Quellenangaben, Brömme/Strasser 2001). Für das Engagement in der Altenhilfe heißt das: In „sozial benachteiligten“ Stadtteilen mit einer schwach ausgeprägten Mittelschicht und im Durchschnitt niedrigeren Bildungsabschlüssen der Einwohner lassen sich weniger Freiwillige finden als in „gutbürgerlichen“ Quartieren. Dort ist deshalb ein entsprechend vermindertes Angebotspektrum von Freiwilligen zu erwarten. Weitere Annahmen kommen hinzu: Die Freiwilligen kennen sich untereinander weniger gut; die Angehörigen sind aufgrund eigener (notwendiger) Berufstätigkeit oder fehlender Netzwerketeiligung weniger in die Abläufe der Einrichtung involviert.
- ▶ In konfessionellen Einrichtungen, so die Erwartung, existieren andere, christlich geprägte Angebotsstrukturen sowie andere Rekrutierungswege, etwa über Kirchengemeinden und die konfessionellen Wohlfahrtsverbände (vgl. zum bürgerschaftlichen

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

Engagement Stricker 2006, zum Engagement in den Wohlfahrtsverbänden Steinbacher 2004). Weitere Hypothesen: Die Freiwilligen treffen sich als christlich engagierte Menschen auch in anderen, z.B. gemeindlichen Zusammenhängen; die Angehörigen haben eine besondere Bindung an die Einrichtung aufgrund geteilter Wertvorstellungen.

- ▶ Bei ambulanten Einrichtungen, so die These, gibt es spezielle Angebote für die Demenzkranken, da diese (noch) in ihrem eigenen Zuhause leben. Die sich daraus ergebenden Aufgaben bedingen möglicherweise andere Rekrutierungswege. Weitere Annahmen: Die Freiwilligen arbeiten weniger zusammen und kennen sich untereinander weniger gut als in stationären Einrichtungen. Da die Angehörigen die Einrichtung nur am Rande kennen lernen, weisen sie eine geringere Bindung an die Einrichtung bzw. den Träger auf.

Lassen sich diese Annahmen bestätigen? Aufgrund dieser Vorüberlegungen wurden die Interviews im Hinblick auf die gesellschaftlichen Randbedingungen, die sich in der „Angebotsstruktur der Einrichtungen“, den „Rekrutierungswegen Freiwilliger“, der „Beziehung der Freiwilligen zueinander“ (vgl. zum bisherigen Wandel des Engagements auch Behr/Liebig/Rauschenbach 2000) und der „Beziehung der Angehörigen zur Einrichtung“ niederschlagen, ausgewertet. Bevor wir eine Typologie der Freiwilligen entwickeln, eine Kosten-Nutzen-Analyse des Freiwilligeneinsatzes durchführen und die Frage nach der Vereinbarkeit von Freiwilligeneinsatz, Erwerbstätigkeit und Familienengagement beantworten, wollen wir die Ergebnisse zum Einfluss dieser Randbedingungen zusammenfassen.

3.2 Unterschiede zwischen Stadt und Land

Tatsächlich sind die Bedingungen für Freiwilligenarbeit in ländlich/kleinstädtischen Gebieten besser. Das herausragende Beispiel in unserer Untersuchung ist ein konfessionelles Altenheim in einem entfernten Vorort einer größeren Stadt. Die bürgerliche Mittelschicht ist dort stark vertreten, die kirchlichen Gemeinden sind sehr aktiv. Das Haus ist eine stationäre Einrichtung mitten am zentralen Platz neben der Kirche. Fast alle Bewohner und Freiwillige kommen aus dem Ort oder der näheren Umgebung, es gibt eine Verzahnung zwischen dem Haus und dem konfessionellen Wohlfahrtsverband bzw. dem Kirchenvorstand. Angebote für die Bewohner werden ins Haus geholt, z.B. singt der Kirchenchor dort, und es finden Konzerte statt. Freiwillige werden zum einen über den Wohlfahrtsverband rekrutiert, zum anderen wirbt die Heimleitung in vielen Verbänden und Vereinen des Ortes um Freiwillige. Viele Freiwillige begegnen sich auch außerhalb der Einrichtung in verschiedenen, oft kirchlichen Zusammenhängen, viele Angehörige kennen auch andere Bewohner und etliche der Freiwilligen. In der Einrichtung arbeiten über 150 Freiwillige in sieben verschiedenen Ehrenamtsbereichen. Es gibt einen Vorstand der Ehrenamtlichen; im Rahmen eines Modellprojekts werden Ehrenamtskoordinatoren ausgebildet.

Wie sich im Vergleich mit anderen dörflich/kleinstädtischen Einrichtungen zeigt, sind die Chancen, eine erfolgreiche Freiwilligenarbeit zu gestalten, ohne die Faktoren

- ▶ überschaubare und funktionierende lokale Strukturen,
- ▶ ein großer Anteil an bürgerlicher Mittelschicht und
- ▶ ein kirchlich geprägtes Milieu

erheblich niedriger. Diese Faktoren sind entscheidend, nicht in erster Linie der Standort auf dem Land.

3.3 Unterschiede zwischen „gutbürgerlichen“ und „sozial benachteiligten“ Stadtteilen

Die Untersuchungen bestätigen die Annahmen insgesamt: Einrichtungen in „sozial benachteiligten“ Stadtteilen haben es schwerer, Freiwillige zu rekrutieren. Das liegt vor allem daran, dass die Klientel in allen untersuchten Einrichtungen im Wesentlichen das Gleiche ist: Hausfrauen und Rentnerinnen aus der bürgerlichen Mittelschicht bilden die mit Abstand größte Gruppe der Engagierten (zu verschiedenen Typen und deren Motivation siehe Kapitel 4). Gibt es im Stadtteil weniger Einwohner mit diesem Profil, fällt das Engagement zahlenmäßig auch geringer aus.

Die Rekrutierung von Freiwilligen über gemeindliche Strukturen und Wohlfahrtsverbände gelingt praktisch gar nicht, denn die Freiwilligen in „sozial benachteiligten“ Stadtteilen sehen sich – wie bereits angenommen – kaum in anderen Zusammenhängen.

Die Einrichtungen in „sozial benachteiligten“ Stadtteilen haben es somit schwerer, was die Freiwilligenarbeit anbelangt, als jene in „gutbürgerlichen“ Quartieren. Beide sind aber im Vergleich mit jenen ländlich/kleinstädtischen Einrichtungen, die auf funktionierende lokale Strukturen und ein kirchlich geprägtes Milieu zurückgreifen können, strukturell benachteiligt.

3.4 Unterschiede zwischen konfessionellen und nicht-konfessionellen Trägern der Einrichtungen

Dass sich die Struktur von Angeboten für Demenzkranke in Einrichtungen mit einem konfessionellen Träger von jener nicht-konfessioneller Träger signifikant unterscheidet, konnte in der vorliegenden Untersuchung nicht bestätigt werden. Allerdings ist zu beachten, dass die nicht-konfessionellen Einrichtungen in der Untersuchung die ambulanten waren, deren Angebotsstruktur vom ambulanten Charakter entscheidend geprägt war, wie in Kapitel 3.5 noch näher ausgeführt werden wird.

Vergleicht man die vier stationären Einrichtungen, kann man feststellen, dass sich bestimmte „Standard-Angebote“ wie Gottesdienste und das Feiern kirchlicher Feste überall finden lassen. Unterschiede gibt es in Bezug auf das, was man „Pflege der Abschieds- und Erinnerungskultur“ nennen könnte: So gibt es z.T. besonders gestaltete Räume, in denen die Angehörigen von den Verstorbenen Abschied nehmen können. In einer Einrichtung erhält der Bewohner beim Einzug einen Stein mit seinem Namen, der nach seinem Tod in eine Mauer in der Kapelle eingelassen wird. Die Gestaltung dieser Abschieds- und Erinnerungskultur hängt aber vom jeweiligen Haus ab.

Wo ein kirchliches Milieu existiert, sind kurze Wege und enge Kontakte zu Einrichtungen der Gemeinde und zu den Pfarrern festzustellen. Die Strukturen der Einrichtung und der Gemeinde sind in verschiedener Weise miteinander verflochten. Unter diesen Bedingungen gelingt es besonders gut, Freiwillige über die Gemeinde und über Wohlfahrtsverbände zu rekrutieren. Die Freiwilligen haben häufig miteinander Kontakt und treffen sich auch in anderen kirchlichen Zusammenhängen.

3.5 Unterschiede zwischen ambulanten und stationären Einrichtungen

Die ambulanten Einrichtungen unterscheiden sich in ihrer Struktur grundsätzlich von den stationären. So bieten alle Einrichtungen einerseits Besuchsdienste von Freiwilligen bei den Demenzkranken zu Hause an, andererseits aber auch z.B. „Demenzcafés“, d.h. Betreuungs-

möglichkeiten für Demenzkranke außerhalb ihrer Wohnungen für einige Stunden. Auffällig ist, dass bei den drei untersuchten ambulanten Einrichtungen die Freiwilligen eine finanzielle Aufwandsentschädigung erhalten und die Angehörigen die Angebote bezahlen müssen. In sämtlichen Fällen sind die Angebote auf Dauer finanziell gefährdet. Erstaunlich ist auch, dass bei allen Diensten (ehemalige) Hauptamtliche als Freiwillige aktiv sind. In einer ambulanten Einrichtung arbeiten einige teilzeitbeschäftigte Pflegekräfte in ihrer Freizeit ehrenamtlich.

Die Struktur des Besuchsdienstes erschwert allerdings den persönlichen Kontakt der Freiwilligen untereinander, die tendenziell „Einzelkämpfer“⁵ sind. In einem Besuchsdienst werden die Freiwilligen im Wesentlichen über die Gemeinde rekrutiert und vor Beginn der Besuche wird eine intensive Schulung angeboten. Das führt i.d.R. dazu, dass sich die Freiwilligen gut kennen. So spricht eine Freiwillige sogar von „zwei konkurrierenden Grüppchen, die sich beide über die Gemeinde kennen“.

In den Demenzcafés hängt der Kontakt der Freiwilligen untereinander von der Zahl der Beteiligten ab: Teils leitet eine Freiwillige den Betreuungsdienst alleine, teils ist ein größeres Team verantwortlich.

Eine Gemeinsamkeit mit den stationären Einrichtungen besteht darin, dass auch hier Angehörige als Freiwillige rekrutiert werden. Die Kostenpflichtigkeit der Angebote führt allerdings dazu, dass die Angehörigen zwar die Angebote und die Freiwilligen, die sie kennen, positiv beurteilen, aber unzufrieden sind mit den erheblichen Kosten, die anfallen. Die Beziehung zum Träger der Einrichtung ist dadurch in stärkerem Maß eine „Kundenbeziehung“ als bei den stationären Einrichtungen.

Diese Merkmale sind sicher nicht auf alle ambulanten Einrichtungen übertragbar, zumal die Ergebnisse aufgrund des qualitativen Forschungsdesigns nicht repräsentativ für alle übrigen (nicht untersuchten) Einrichtungen sein können. Bemerkenswert ist jedoch, dass sich die drei Einrichtungen immerhin in drei unterschiedlichen Bundesländern befinden.

3.6 Fazit und Handlungsempfehlungen

Die meisten der im Vorfeld formulierten Annahmen haben sich bestätigt. In der Tat prägen die Rahmenbedingungen die Freiwilligenarbeit der Einrichtungen stark. Die Angebotsstruktur hängt zunächst davon ab, ob die Einrichtung eine ambulante oder eine stationäre ist. Diese Angebotsstruktur bestimmt jeweils die internen Abläufe der Freiwilligenarbeit.

Insgesamt sind die Möglichkeiten, viele Freiwillige zu gewinnen, die viele Angebote machen, und zugleich vielfältige Kontakte aller Beteiligten untereinander und nach außen zu nutzen, dann besonders gut, wenn die Einrichtung

- ▶ ländlich/kleinstädtisch gelegen ist,
- ▶ es dort überschaubare und funktionierende lokale Strukturen gibt,
- ▶ der Anteil der bürgerlichen Mittelschicht hoch ist und
- ▶ ein ausgeprägtes kirchliches Milieu vorhanden ist.

Wo diese Bedingungen zutreffen, empfiehlt es sich, die Vorteile der Klientel zur Gewinnung von Freiwilligen und zur Erweiterung des Angebots für Demenzkranke zu nutzen. Die Rekrutierung einer anderen Klientel ist bisher kaum gelungen und dürfte auch (aufgrund der geforderten Kontinuität des Engagements, der Sozialisation von Männern, der Vereinbarkeitsproblematik u.a.) auch zukünftig schwierig sein.

⁵ Zur näheren Charakterisierung des Typus „Einzelkämpfer“ siehe Kapitel 4.

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

Einrichtungen, die darauf nicht zurückgreifen können, sind strukturell benachteiligt. In der Untersuchung konnten aber auch weitere Faktoren, die sich auf die Freiwilligenarbeit positiv auswirken und strukturelle Nachteile z.T. kompensieren, identifiziert werden:

- ▶ Die persönliche Anbindung von Freiwilligen an die Einrichtung, die besonders bei (ehemaligen) Angehörigen von Bewohnern gegeben ist;
- ▶ die persönliche Bindung bzw. die Identifikation von Einwohnern mit ihrem Stadtteil („ich möchte wissen, was im Altenheim hier bei uns los ist“);
- ▶ die zentrale Lage der Einrichtung („mitten im Dorf“ bzw. „mitten in der Stadt“ ist ein entscheidender Standortvorteil gegenüber „draußen am Waldrand“);
- ▶ die überschaubare Größe der Einrichtung, die das Entstehen einer familiären Atmosphäre begünstigt, und nicht zuletzt
- ▶ die „Freiwilligenpolitik“ der Leitung und der verantwortlichen Koordinatoren: Wird Freiwilligenarbeit überhaupt gefördert? Bestehen Vorbehalte gegenüber Freiwilligen und Ängste vor der Substitution regulärer Arbeitsplätze durch ihre Arbeit? Wie viel wird den Freiwilligen überhaupt zugetraut?

Die Kostenpflichtigkeit von Angeboten hat dagegen einen negativen Effekt auf die Bereitschaft der Angehörigen, diese in Anspruch zu nehmen.

Vor allem sind das Faktoren, die die Einrichtungsleitungen berücksichtigen sollten, wenn sie die Freiwilligenarbeit in ihren Einrichtungen verbessern wollen. Nur dadurch, so unsere Schlussfolgerung, ist letztlich eine nachhaltige Verbesserung der Pflegekultur zu erreichen.

4. Freiwilligentypen in der Betreuung von Demenzkranken

Wer sind die Freiwilligen, die sich in die Betreuung von Demenzkranken innerhalb dieser zivilgesellschaftlichen Ansätze von „Partizipation“, „erfolgreichem Altern“ und „Wiederverpflichtung für die Gesellschaft“ zugleich entlastend und bereichernd einbringen? Dieser Fragestellung wollen wir uns jetzt zuwenden, indem wir zum einen den Weg der Engagierten zu ihrer gemeinnützigen Tätigkeit jenseits zivilgesellschaftlicher Wunschvorstellungen und zum anderen seinen sozio-demografischen Hintergrund durch Analysen von Freiwilligentypen beleuchten. Wichtige Kriterien für diese Typenbildung stellen die Einstellung der Engagierten zu ihrem Einsatz für die Dementen, zum Kontakt zu Angehörigen und Pflegekräften in deren Umfeld und zur Vor- sowie Weiterbildung dar.

Nicht zuletzt sind es die Aussagen aus dem erwähnten zweiten Freiwilligenurvey, die für die Typenbildung als Referenzrahmen dienen. Als bundesweites Messinstrument von freiwilligem Engagement mit wiederholter Durchführung weist es erstmals eine allgemeine Erwartungstypisierung von Freiwilligen auf, die auf den Daten des Surveys beruht. „Interessensorientierte“, „gesellschaftsorientierte“ sowie „gemeinwohlorientierte“ Freiwillige werden so analysiert (BMFSFJ 2006: 87). Dieser Referenzrahmen für die Typisierung von Engagement in der Betreuung von Demenzkranken wird im folgenden Abschnitt näher erläutert. Daran schließt sich die Vorstellung der Engagementtypen an, die sich aus der vorliegenden Erhebung ergeben. Ein Fazit, das die Ergebnisse in den gesellschaftlichen Kontext einordnet, rundet dieses Kapitel ab. Die Typen dieser Studie stützen sich auf die empirische Auswertung von Daten aus 47 Interviews.

4.1 Konstruktionsrahmen der Freiwilligentypen dieser Studie

Im Folgenden werden die Erwartungstypologie des Freiwilligenurveys und weitere Aspekte, die zur Konstruktion der Engagementtypen dieser Studie von Bedeutung sind, erläutert.

Für den ersten Erwartungstyp, den „Gemeinwohlorientierten“, ist das Wohl der Gesellschaft und somit auch der Anspruch an deren Mitgestaltung ausschlaggebend. Dieser Gestaltungsanspruch wird bei 72 % dieser Engagierten als wesentlich angesehen. Das Bedürfnis, mit Menschen zusammen zu kommen, ist bei diesem Typus weniger ausgeprägt. Dieser ist vor allem in den Bereichen „Kirche und Religion“, „Justiz und Kriminalitätsprobleme“ sowie abgeschwächt auch im Bereich „freiwillige Feuerwehr und Rettungsdienste“ anzutreffen (BMFSFJ 2006: 89).

„Geselligkeitsorientierte“ richten, wie der Name schon vermuten lässt, ihre Engagementserwartungen an den Kontakten zu anderen Menschen aus. Das „Zusammenkommen mit Anderen“ wird demnach von 70 % dieser Freiwilligen aus den Bereichen „Kultur und Musik“, „Freizeit und Geselligkeit“ und „Sport und Bewegung“ im Kontext traditioneller Vereinskultur als wesentlich angesehen.

Bei den „Interessensorientierten“, die besonders in den Bereichen „Gesundheit“, „Justiz und Kriminalitätsprobleme“, „lokales Bürgerengagement“ und „Schule und Kindergarten“ aktiv sind, liegt tendenziell ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen dem Wunsch nach gesellschaftlicher Mitgestaltung und dem Zusammentreffen mit anderen Menschen vor.

Im Bereich „Soziales“, dem auch das Engagement für die Dementen zugeordnet werden kann, war in der Erhebung des Jahres 2004 das Engagement der „Gemeinwohlorientierten“ mit 49 % dominant gegenüber 27 % der „Interessensorientierten“ und 24 % der „Geselligkeitsorientierten“ (ebd.: 90). Im Vergleich zu der ersten Erhebung im Jahre 1999 hat sich der „Wunsch nach einer Tätigkeit mit sympathischen Menschen“ abgeschwächt. Hier ist ein

Rückgang von 52 % auf 44 % feststellbar. Am stärksten war dieser Rückgang bei der Altersgruppe der Engagierten zwischen 31 und 65 Jahren sichtbar. Das Bedürfnis, etwas für das „Gemeinwohl“ zu leisten, hat dementsprechend zugenommen (ebd.: 86). Auch eine teilweise „Renaissance des ‚ehrenamtlichen‘ Verständnisses freiwilliger Tätigkeiten“ gegenüber der Sichtweise von „Freiwilligenarbeit“ war gerade bei älteren Engagierten im Bereich des sozialen Engagements sichtbar (ebd.: 80).

4.2 Analysierte Typen

Die Ergebnisse dieser Studie zeigen, dass ein freiwilliges Engagement in Betreuungsangeboten für Demente hauptsächlich durch die enge Bindung der Engagierten an die Angebotsträger bzw. das kirchliche Umfeld geprägt ist. Die dort Tätigen werden – im Gegensatz zu den Freiwilligen außerhalb dieses Kontexts, die als „externe Typen“ beschrieben werden – als „interne Typen“ bezeichnet. Insgesamt können fünf Typen identifiziert werden:⁶

Die „internen Freiwilligentypen“

Die „*dankbaren früheren Angehörigen*“ engagieren sich aus Verbundenheit mit der Einrichtung aufgrund früherer Pflege dementer Angehöriger und der Begleitung der eigenen Person. Den Hauptteil des zweiten Engagementtypus, die „*professionellen Fortsetzer*“, bilden ehemalige Pflegekräfte, die früher in der Altenpflege tätig waren, aber auch aktive Hauptamtliche. Diese Engagierten wollen durch ihre Tätigkeit das Angebot des Trägers, bei dem sie momentan arbeiten oder früher gearbeitet haben, verbessern. Die Verbundenheit zu diesem Träger steht im Mittelpunkt.

Ergänzt werden die „internen Freiwilligentypen“ durch die „*ehrenamtlichen Fortsetzer*“. Bei ihnen steht die „selbstverständliche Tat für die Allgemeinheit“ in der Kontinuität bisheriger Ehrenämter in kirchlichen Gemeinde- und Wohlfahrtsverbandsstrukturen. Auch die Integration in eine Dorf- bzw. Vereinsgemeinschaft prägt diesen Typus, der jedoch in den Einrichtungen in seiner reinen Form nicht sehr stark vertreten ist.

Die „externen Freiwilligentypen“

„*Neuorientierer*“ steigen u.a. nach Umbrüchen im Leben wie dem Ende der Berufstätigkeit oder Veränderungen im privaten Umfeld bewusst in diese freiwilligen Tätigkeiten ein. Sie ergänzen den engen Kontext der Engagierten aus kirchlichen und einrichtungsnahen Strukturen. Diese Freiwilligen haben vor dem EngagementsEinstieg eher keinen Kontakt zu Demenzzkranken in ihrem persönlichen Umfeld gehabt. Meistens ist das Engagement auch das erste im Lebenslauf bzw. das erste nach einer langen Phase der Berufstätigkeit. Im Gegensatz zu den ersten beiden Typen sind in dieser Kategorie auch Männer engagiert. Fortbildungskurse zum

⁶ Auch die Sichtweise von „internen“ und „externen“ Typen lehnt sich an die Wortwahl des Freiwilligensurvey an. Hier wird die Begrifflichkeit „intern“ für das Potenzial gebraucht, in dem Freiwillige schon in ein Engagement integriert sind und dies noch ausdehnen können. Das „externe“ Potenzial charakterisiert dementsprechend den Personenkreis, der noch außerhalb des Engagements steht, sich aber freiwillig einbringen würde (BMFSJF 2006: 68). Die Engagierten des „internen“ Potenzials in der vorliegenden Studie sind parallel zu denen des Surveys bereits in ein Engagementumfeld mit direktem „Demenzbezug“ eingebunden, wobei das „externe“ Potenzial durch Interesse, aber bislang geringen „Demenzbezug“ noch stärker integriert werden kann.

Umgang mit Demenz und den Dementen sowie Berichte in den Medien über Betreuungsangebote sind weitere wesentliche Zugangswege.

Der Typus des „*Einzelkämpfers*“ setzt sich mit der Pflege im Allgemeinen und der Demenz im Besonderen im Familienumfeld auseinander. Sein Engagement sieht er als begleitende Widerspiegelung der häuslichen Pflegesituation. Dieser Typus vereint in sich Elemente der bereits genannten Typen wie das Angehörigendasein und die Suche nach Neuorientierung. Den Engagierten dieses Typus ist es wichtig, in einem Aufgabenbereich mit Hilfe eigener Kenntnisse tätig zu werden. Sie fühlen sich in der häuslichen Umgebung allein gelassen und betonen deshalb den eigenen Impuls zur Änderung der für sie unbefriedigenden Situation. Diese Sichtweise schlägt sich auch in der Gestaltung ihrer Tätigkeit nieder. Die individuelle Ausgestaltung des Engagements und das externe, teilweise vermeintliche „Expertenwissen“ über das Wohl der Dementen und der damit oftmals zusammenhängende Austausch mit Angehörigen zeugen von dieser Einstellung in den Schilderungen der Interviewten.

4.3 Verhältnis von Freiwilligen und Pflegekräften

Die Freiwilligen selbst haben kaum Kontakt und auch wenig systematische Anbindung an hauptamtliche Kräfte. Der Austausch ist bestenfalls bei den „internen Typen“ erkennbar.

„Dankbare Angehörige“ haben nicht selten Kontakte zu Pflegekräften, die sich aber in der Regel auf jene Pflegekräfte beschränken, die ihnen vom Pflegeprozess ihrer Angehörigen bekannt sind. Parallel dazu ist der Austausch der „ehrenamtlichen Fortsetzer“ hauptsächlich auf Pflegekräfte bezogen, die in kirchliche und wohlfahrtsverbandliche Strukturen stark eingebunden sind. Die „professionellen Fortsetzer“ verfügen, wie zu vermuten war, über das breiteste Kontaktspektrum zum Pflegepersonal. Hier wird die Identifikation mit der Einrichtung gerade bei ehemaligen Pflegekräften deutlich, die mit einem kollektiven „Wir“ nach außen die Zugehörigkeit zur Einrichtung und die „Berufung“ zum Pflegeberuf signalisieren.

Im Gegensatz dazu konzentrieren sich die „Neuorientierer“ eher auf ihr Engagement. Der Kontakt zum Pflegepersonal ist daher äußerst gering und nur bei Bedarf für sie wichtig. Eine ähnliche Tendenz ist auch bei den „Einzelkämpfern“ erkennbar. Diejenigen unter den fünf Typen, die sich besonders stark mit dem Engagement identifizieren, suchen den intensivsten Kontakt zu den Pflegekräften, um ihre eigenen Vorstellungen zum Engagement umsetzen zu können.

Fundierte Kenntnisse über die Biografien der Betreuten sind aufgrund des geringen Austausches der fünf Typen mit den Pflegekräften nur ansatzweise vorhanden. Daran wird gerade bei den stationären Einrichtungen deutlich, ob und wie die jeweilige Leitung den Einsatz von Freiwilligen fördert und durch einen solchen Austausch zum Wohle der Dementen intensiviert – oder auch nicht.

4.4 Beurteilung der Aus- und Weiterbildung durch die Freiwilligen

An die Stelle der Beschäftigung mit dem Hintergrund des Dementen treten bei den Engagierten eher deren Wünsche, z.B. der Kompetenzerwerb oder eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung, in den Vordergrund. „Güte“ und ein „gesunder Menschenverstand“ werden gerade bei den „dankbaren Angehörigen“ und den „ehrenamtlichen Fortsetzern“ als für den Kontakt mit Dementen entscheidend angesehen.

Bei den „Einzelkämpfern“ sind zwei verschiedene Herangehensweisen an das Engagement erkennbar. Einem Teil der Engagierten dieses Typus ist es sehr wichtig, möglichst viel über Demenzerkrankungen und den Umgang mit den Erkrankten zu erfahren, um das in der Praxis ihres eigenen Lebensumfeldes umsetzen zu können. Andere „Einzelkämpfer“ setzen ganz auf die eigene Ausgestaltung des Engagements im Sinne eines „learning-by-doing“ in der Praxis. Dieser „Grundstock“ wird dann jeweils bei Bedarf durch eigene Recherchen, z.B. im Internet oder durch den Besuch von Vorträgen, ergänzt.

Neben den „professionellen Fortsetzern“, denen der Umgang mit Dementen vertraut ist, die aber praxisnahe Fortbildungen gemeinsam mit Freiwilligen oftmals als befruchtend empfinden, sind es die „Neuorientierer“, die das größte Interesse an der Aus- und Weiterbildung für den professionellen Umgang mit den zu betreuenden Dementen aufweisen. Gerade sie sind es, die sich auf die Suche nach einer sinnvollen Beschäftigung nach der Berufstätigkeit begeben: So suchen sie nach Möglichkeiten einer Auseinandersetzung im Alter und der Horizontenerweiterung mit dem Erlernen bestimmter Betreuungsverfahren, wie dem „Dementia Care Mapping“ (DCM), indem sie erst einen Aus- bzw. Weiterbildungskurs in diesem Themenfeld anstreben und dann ein freiwilliges Engagement anschließen.

Bei einer nachvollziehbaren Vermittlung der Engagementpolitik der Betreuungseinrichtung wird die Ausbildung für die freiwillige Tätigkeit im Nachhinein auch von jenen als sinnvoll erachtet, die diese zuvor ablehnten. Sie wird dann sowohl für die Lebensqualität des Betreuten als auch für die eigene Entwicklung als gewinnbringend angesehen.

Weiterbildungsmaßnahmen werden, besonders bei praxisnahen Themen, als wünschenswert empfunden. Ergänzende Weiterbildungen zum vorhandenen Wissensstand werden in allen Einrichtungen angeboten. Oft fehlt es jedoch in den Einrichtungen an Transparenz über weiterführende Möglichkeiten nach dem ersten Kompetenzerwerb.

4.5 Beurteilung des eigenen Engagements der Freiwilligen

Um die Typenbildung abzuschließen, sollen nun die Erwartungen und Einschätzungen der einzelnen Typen in dieser Studie vorgestellt und den Erwartungstypen des Freiwilligen surveys gegenübergestellt werden.

Für die „internen Engagementstypen“ dieser Untersuchung steht als Leitmotiv die Entlastung der Hauptamtlichen, trotz geringen Kontakts zu ihnen, im Vordergrund. Dieses Motiv ist, bezogen auf die einzelnen Typen, jeweils mit unterschiedlichen Motiven verbunden.

So beschreiben die „dankbaren Angehörigen“ ihr Engagement als Tätigkeit, in die sie unbeabsichtigt „hineingerutscht“ sind, die aber dennoch eine nahe liegende Wahl aufgrund ihrer besonderen Beziehung zum Organisator der Betreuungsleistungen darstellt. Verbundenheit mit dem jeweiligen Engagementsträger und der gemeinnützige Einsatz aus Dankbarkeit sind in der Regel zwar mit dem Wunsch nach einer sinnvollen Ausgestaltung der Freizeit verbunden, ein verpflichtender Charakter gegenüber der Gesellschaft ist jedoch erkennbar. Gerade die Angehörigen, die selbst zur Personengruppe über 60 Jahre zählen, kommen in ihren Erzählungen auf dieses Motiv ausdrücklich zu sprechen.

Für den „professionellen Fortsetzer“ steht die Beziehung zu dem demenziell Erkrankten jenseits der Zwänge von zeitlich und finanziell begrenzten Möglichkeiten als Erwartungsmotiv für das freiwillige Engagement im Mittelpunkt. Der Versuch einer Balance zwischen einer realistischen Einschätzung der Steigerung des Wohlbefindens des Dementen durch das Engagement einerseits und der Initiierung einer Atmosphäre der Geselligkeit andererseits, die durch die eigene Gestaltung ohne Zeitzwänge geprägt ist, formt stets die Sichtweise dieses Typus auf den freiwilligen Einsatz innerhalb seiner „Berufung zur Pflege“.

Der „ehrenamtliche Fortsetzer“ als dritter Typus der „internen“ Engagierten sieht sein Engagement als einen Bestandteil in einem Mosaik zahlreicher gemeinnütziger Betätigungen. Der Einsatz für die Demenzen stellt für ihn eine sinnvolle Ergänzung zu den anderen Einsatzfeldern dar, die deshalb aber auch jederzeit beendet werden kann. Das Engagement als „selbstverständliche Leistung“ wird oftmals durch christliche Motive gestützt. Der Austausch mit anderen Engagierten ist diesem Typus zwar wichtig, jedoch tendenziell von einer starken Beziehung zu den Betreuten überlagert.

Insgesamt ist bei den „internen Typen“ eine prägnante Gemeinwohlorientierung sichtbar. Den Dank an die Gesellschaft in dieser Form zurückzugeben und sich bestimmten Werten verpflichtet zu fühlen, lassen auch bei diesem Engagementspotenzial auf eine gewisse Rückkehr bzw. auf ein noch starkes Vorhandensein eines „ehrenamtlichen Engagementverständnisses“ schließen. Einflüsse von Flexibilität und eigenem Gestaltungswillen gehen jedoch in dieses Verständnis ein, so dass die reine Form des Ehrenamtes nicht mehr durchgehend zu finden ist. „Geselligkeitsorientierung“ ist jedoch als Erwartung nur ansatzweise bei den „professionellen Fortsetzern“ identifizierbar, sozusagen als Kontrast zu ihrer Erwerbsarbeit als Teil der „Berufung zur Pflege“.

Eine starke „individuelle Komponente“ prägt das Engagement der „externen Freiwilligentypen“ im Themenfeld der Entlastungsangebote für demenziell Erkrankte. So erwartet der „Neuorientierer“ zwar eine sinngebende und für das Gemeinwohl relevante Freizeitgestaltung. Dabei ist jedoch meist eine persönliche Herausforderung maßgeblich, wie das im Umgang mit den Demenzen der Fall ist. Die eigene Gestaltung der Betreuungssituation und das Erlernen des Umgangs mit Demenzen und den Demenzerkrankungen werden gerade in einer gruppenspezifischen Kurssituation als wesentliche Erwartungen beschrieben. Auch die Auseinandersetzung mit dem eigenen Altern und dem der direkten Angehörigen ist wesentlich für diesen Typus.

Beim „Einzelkämpfer“ steht ebenfalls die eigene Weiterentwicklung durch das Engagement im Vordergrund. Die eigene Gestaltung des Engagements und die Selbsterfahrung im praktischen Umgang mit dem Betreuten lassen bei ihm jedoch den theoretischen Wissenskontext durch Aus- und Weiterbildung in den Hintergrund treten.

Das Bild des „einsamen, hilfsbedürftigen Alten“ steht bei den beiden „externen Typen“ im Mittelpunkt ihrer Sichtweise. Sie sehen das Engagement als eine „intime“ Hilfeleistung an, die für ihr eigenes Leben von Relevanz ist. Im Freundes- und Bekanntenkreis soll das Engagement für die Demenzen nicht thematisiert werden. Daher findet Anwerbung neuer Freiwilliger kaum im persönlichen Umfeld bereits engagierter Personen statt.

Gegenüber einer Dominanz des „gemeinwohlorientierten Erwartungstypen“ sind die „externen Freiwilligen“ in Betreuungsangeboten für Demenzerkrankte eher „interessensorientiert“ geprägt. Selbstentfaltung und die eigene Sichtweise im Umgang mit dem Betreuten als Herausforderung führen eher zu einem Distanz- als zu einem Naheverhältnis.

4.6 Fazit und Handlungsempfehlungen

Engagement in Entlastungsangeboten für an Demenz erkrankte alte Menschen lässt sich weitgehend in die allgemeinen Trends sozialen Einsatzes für gesellschaftliche Belange einordnen. Jedoch weist dieses Engagement im Vergleich zum Gesamtengagementspotenzial Merkmale auf, die eine spezifische Ausgestaltung dieses Engagementfeldes charakterisieren.

Noch wird dieses Engagementfeld durch ein „internes Engagementpotenzial“ mit engem Bezug zu Demenzerkrankungen und einem verstärkt „ehrenamtlichen Verständnis“ geprägt. Es bindet auch die freiwillige Aktivität älterer Mitbürger für ihre Altersgenossen ein. Für die-

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

sen Teil des Potenzials ist ebenso die Gemeinwohlorientierung relevant, wie sie auch der Freiwilligensurvey wieder verstärkt herausstellt.

Ein „externes Potenzial“ von Engagierten ist jedoch ergänzend dazu deutlich erkennbar, das Demenzerkrankungen interessensorientiert nutzt, indem sie sie als Herausforderung für die eigene Selbstentfaltung verstehen. Der Ausweitung dieses Potenzials in die bestehenden sozialen Netzwerke hinein steht oftmals die Sichtweise einer „intimen Hilfeleistung“ entgegen.

Will man zukünftig neue Freiwillige für Betreuungsleistungen für Demente gewinnen, sollten die Spezifika der analysierten Freiwilligentypen (siehe Abb. 1) stärker berücksichtigt werden. Vor allem sollen die Ausprägungen „interner“ und „externer“ Freiwilligentypen in die Bindung zukünftiger Freiwilliger einfließen, um das Potenzial verschiedenster Erwartungen innerhalb der alternden Bürgergesellschaft zu einer jeweils spezifischen Partizipation zu bewegen. „Interne Freiwillige“ könnten so durch intensivere Angehörigenarbeit, praxisnahe Fortbildungen für noch aktive und ehemalige Pflegekräfte sowie die Integration von Engagierten aus kirchlichen Organisationen intensiver in die Betreuungsangebote eingebunden werden. Parallel dazu sollte über „externe Freiwilligengruppen“ das Freiwilligenspektrum, u.a. durch eine Verbesserung des Images der Freiwilligen, weiter ausgedehnt werden.

<i>Freiwillingentyp</i>	<i>Verhältnis zu Pflegekräften</i>	<i>Beurteilung von Aus- und Weiterbildung</i>	<i>Engagementbeurteilung</i>
<i>Interne Freiwillingentypen in der Dementenbetreuung:</i>			
<i>Dankbare Angehörige</i>	Kontakte durch frühere Pflegesituation	„Menschenverstand und Güte“ statt Kompetenzerwerb	Engagement aus Verpflichtung und Dankbarkeit
<i>Professionelle Fortsetzer</i>	Symbiose zwischen Berufs- und Engagementsphäre	Austausch mit Freiwilligen als Ergänzung der Pflegetätigkeit	Engagement als „ganzheitliche Pflegetätigkeit“
<i>Ehrenamtliche Fortsetzer</i>	Engagement durch Netzwerke zu Pflegekräften	„Menschenverstand und Güte“ statt Kompetenzerwerb	Engagementkontinuität im Mittelpunkt
<i>Externe Freiwillingentypen in der Dementenbetreuung:</i>			
<i>Neuorientierer</i>	Kaum Austausch / Eigenes Engagement im Vordergrund	Engagement als persönliche Weiterbildung	Engagement als persönliche Herausforderung
<i>Einzelkämpfer</i>	Teilweise gezielte Kontaktsuche	1. „Learning-by-Doing“ 2. Kompetenzerwerb	Engagement als Selbsterfahrung

Abb. 1: Freiwillingentypologie

Will die Politik die passende Position für Freiwillige in einer alternden Zivilgesellschaft finden, so muss sie, wie es die ehemalige Gesundheitsministerin Andrea Fischer prägnant zum Ausdruck brachte, „begreifen, dass sie nicht über Helferarmeen gebietet, die man zu Pflegebedürftigen schicken kann, sondern dass die Versorgung von Hilfsbedürftigen ein Element der Zivilgesellschaft ist, in dem sich Individuen eigene Wege suchen“ (Fischer 2006: 16).

5. Kosten-Nutzen-Analyse der Leistungsangebote

5.1 Freiwilligenarbeit in Deutschland

Die Integration eines professionellen Freiwilligenengagements in betriebliche Strukturen von Einrichtungen der Altenhilfe hat in Deutschland bisher kaum stattgefunden (vgl. zu den Ursachen auch Ausführungen in Kapitel 2). Da die Entwicklung und der Unterhalt der Freiwilligenarbeit Kosten verursachen, ist es wichtig, eine Legitimationsbasis zur Initiierung und Weiterentwicklung vorhandener Strukturen zu schaffen. Deshalb gilt es, ein ausgewogenes Verhältnis von Kosten und Nutzen der freiwilligen Arbeit aufzuzeigen. Wir haben daher die freiwilligen Unterstützungsleistungen der sieben untersuchten Einrichtungen erfasst, den Nutzen der erbrachten Leistungen bewertet und bestimmt, ob das Ergebnis den Aufwand, also die Kosten, rechtfertigt.

Dabei wird die ökonomische Messung in einen weiteren Kontext gestellt, der sowohl die Ziele der Organisation als auch den persönlichen und gesellschaftlichen Wert von Freiwilligenarbeit mit einbezieht. Neben dem monetären Nutzen werden damit ebenso Aussagen zur Bildung anderer Kapitalien wie beispielsweise Sozialkapital gemacht, um den Wert der Freiwilligenarbeit für den Einzelnen, die Organisation und die Gesellschaft zu erfassen (vgl. Institute for Volunteering Research 2004).

5.2 Referenzmodell zur Bewertung des Freiwilligen-Managements

McCurley und Lynch entwickelten in den USA ein Freiwilligen-Management-Konzept, das einen idealtypischen Prozessverlauf für die Planung und Koordination von Freiwilligen(arbeit) in einer Organisation darstellt. Das Ziel ist die Ausrichtung der Organisation auf die nachhaltige Förderung und Stärkung des freiwilligen Engagements (McCurley/Lynch 1998). Der Gedanke einer professionellen Organisation des freiwilligen Engagements wird seit einigen Jahren auch in Deutschland diskutiert.

Die Notwendigkeit der Schaffung von professionellen Freiwilligenstrukturen wird damit begründet, dass bürgerschaftliches Engagement eine lohnende, auch gewinnbringende Tätigkeit darstellen müsse. Sowohl die Freiwilligen selbst als auch die Einrichtungen und nicht zuletzt die Gesellschaft – im Sinne positiver externer Effekte – müssten einen Nutzen aus dem freiwilligen Engagement ziehen können. Um eine von allen getragene und akzeptierte dauerhafte Lösung zu finden, dürfe sich keiner der Beteiligten als Verlierer sehen.

Eine derartige „Win-Win-Situation“ kann allerdings nur erreicht werden, wenn die Einrichtungen die durchaus legitime Frage nach dem individuellen Gewinn der freiwillig Engagierten als Gegenleistung für die unentgeltlich zur Verfügung gestellte Arbeitskraft in den Vordergrund stellen. Gerade vor dem Hintergrund „objektiver“ Veränderungen des Arbeitsfeldes von Freiwilligen – seien es die Ökonomisierung oder die gesetzlichen Qualitätsvorgaben – muss man den gestiegenen Anforderungen, die an Freiwillige gestellt werden, Rechnung tragen. In diesem Sinne muss die „subjektive“ Seite des Strukturwandels des Ehrenamtes begriffen und aufgegriffen werden (vgl. Behr/Liebig/Rauschenbach 2000). Werkzeuge der Personalentwicklung wie Fördergespräche, Qualifizierungsangebote und Supervision sind nur einige Wege, um dem Anspruch der neuen Ehrenamtlichen gerecht zu werden (Krimphove 2004: 44 ff.). Letztlich fallen nicht unerhebliche Kosten für derartige Aufgaben der Personalentwicklung an. Denn neben finanziellen müssen vor allem personelle Ressourcen bereitgestellt werden, um dem Anspruch einer qualifizierten Freiwilligenarbeit gerecht zu werden.

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

Entscheidend für den Erfolg des Freiwilligen-Managements ist eine präzise Planung und Koordination des Management-Prozesses. Für dessen Umsetzung sollte ein so genannter Freiwilligenkoordinator mit diesem Aufgaben- und Verantwortungsbereich beauftragt werden. Der Freiwilligenkoordinator ist ein Spezialist für freiwilliges Engagement, ein Mittler zwischen den Freiwilligen, der Organisation und den hauptamtlichen Mitarbeitern und zugleich Lobbyist für freiwilliges Engagement (Biedermann 2000: 110 f.).

Eine Hauptaufgabe des Freiwilligen-Managements besteht darin, ein konstruktives Zusammenspiel zwischen hauptamtlichen und freiwilligen Mitarbeitern herzustellen und zu fördern. Hier gilt es vor allen Dingen, Unsicherheiten im Umgang mit Freiwilligen abzubauen und Richtlinien für ein konstruktives Miteinander vorzugeben. Dementsprechend sind auch die Hauptamtlichen im Freiwilligen-Management-Prozess zu unterstützen, indem ihnen Mitbestimmungs- und Mitgestaltungsmöglichkeiten eingeräumt werden (ebd.: 125 f.).

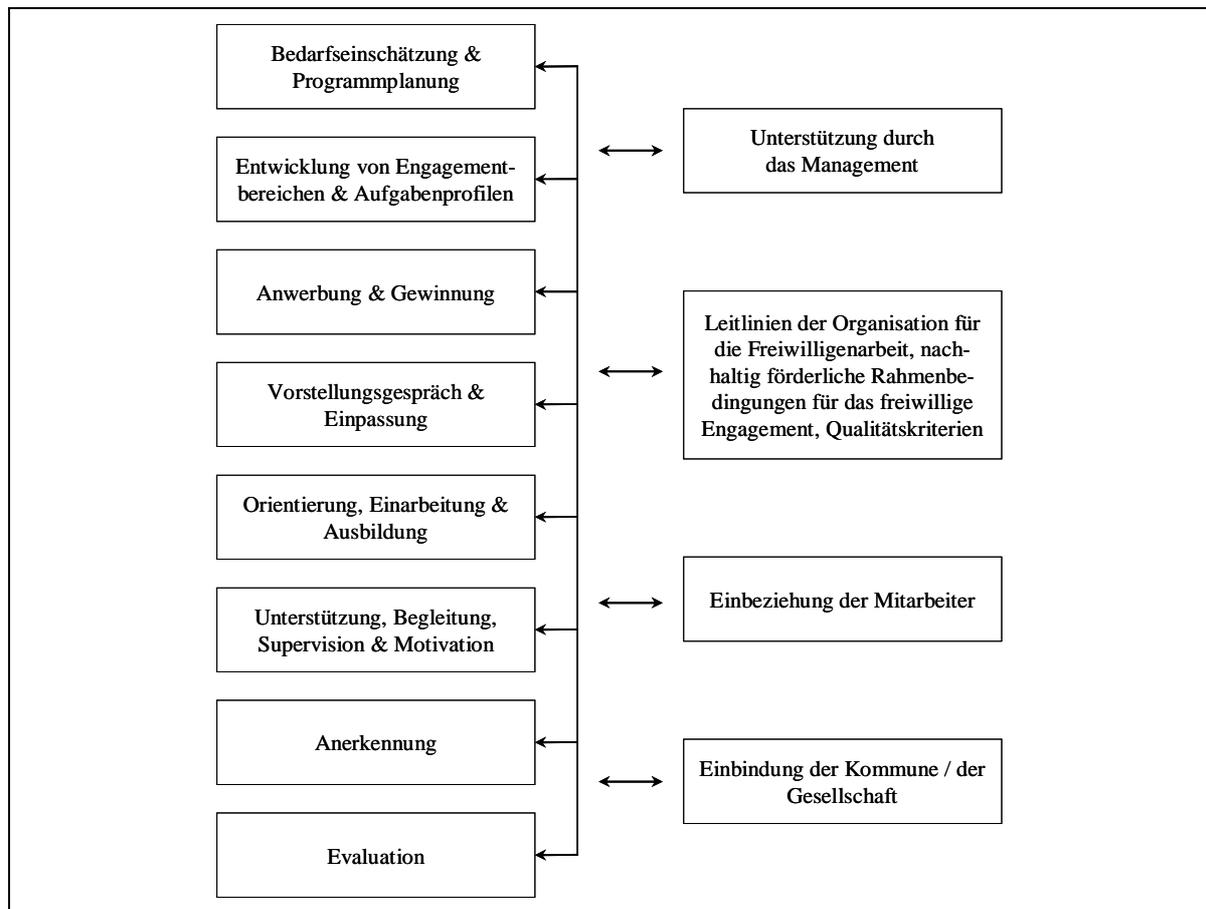


Abb. 2: The volunteer management process (in Anlehnung an McCurley/Lynch 1998: 19; Akademie für Ehrenamtlichkeit Deutschland 2004: 6)

Das von McCurley und Lynch verfasste Konzept wurde weiterentwickelt und zugleich den hiesigen Bedingungen angepasst (vgl. Akademie für Ehrenamtlichkeit Deutschland 2004). Die linke Seite der Abb. 2 spiegelt die operativen Schritte innerhalb des Freiwilligen-Managements in einer Organisation wider. Die beiden ersten Elemente (Bedarfseinschätzung & Programmplanung; Entwicklung von Engagementbereichen & Aufgabenprofilen) bestimmen den Bedarf an Freiwilligen, während die beiden folgenden (Anwerbung & Gewinnung; Vorstellungsgespräche & Einpassung) die „idealen“ Freiwilligen identifizieren. Einen hohen Stellenwert im Freiwilligen-Management besitzen auch die nächsten drei operativen Schritte (Orientierung, Einarbeitung & Ausbildung; Unterstützung, Begleitung, Supervision & Moti-

vation; Anerkennung). Sie bauen eine Motivationsstruktur auf, die die freiwilligen Helfer unterstützt. Der Prozess der Evaluation zielt auf die Standortbestimmung der Freiwilligen im Freiwilligen-Management-Prozess. In dieser Phase wird ein Soll-Ist-Vergleich durchgeführt, um zu evaluieren, inwieweit die anfänglichen Ziele umgesetzt werden konnten. Damit soll ein Lernprozess in der Organisation angeregt werden, der zu einer Weiterentwicklung des Freiwilligen-Managements führt (Biedermann 2000: 124).

Die Bausteine auf der rechten Seite stellen die strategische Seite dar, die im Kontakt mit den Freiwilligen steht und diese unterstützt. So müssen sowohl das Management, die Mitarbeiter, aber auch die Kommune bzw. Gesellschaft hinter der Freiwilligenarbeit stehen. Diese Akzeptanz sollte in Leitlinien der Organisation und Qualitätskriterien ihren Ausdruck finden, um nachhaltig förderliche Rahmenbedingungen für das freiwillige Engagement zu schaffen. Es handelt sich um Entwicklungsaufgaben, die im Rahmen der Freiwilligenarbeit erfüllt werden müssen (McCurley/Lynch 1998: 19 f.).

Im Folgenden wollen wir die in den Einrichtungen der Altenhilfe vorgefundenen Organisationsstrukturen von Freiwilligenarbeit unter die wissenschaftliche Lupe nehmen. Um die Effizienz von Freiwilligenstrukturen zu bewerten, sind die Kosten von Freiwilligenarbeit in Relation zur deren Wertschöpfung zu setzen. Darüber hinaus werden Aussagen zu Nutzenaspekten gemacht, die durch Freiwilligenarbeit generiert werden konnten. Hierbei werden sowohl der Nutzen für die Freiwilligen, die Wirkung ihres Einsatzes auf die wirtschaftliche Situation der Trägereinrichtung und auch damit einhergehende Effekte auf die Gesellschaft evaluiert.

5.3 Ergebnisse

Gaskin schlägt zur Bewertung der Effizienz von Freiwilligenarbeit das von ihr 1997 veröffentlichte und mittlerweile in mehreren europäischen Ländern etablierte Messinstrument VIVA („The volunteer investment and value audit“) vor. Hierbei spiegelt die „VIVA Ratio“ das Verhältnis der geleisteten Arbeit Freiwilliger zu den in die Freiwilligenarbeit getätigten Investitionen wider, so dass die Effizienz des Freiwilligen-Managements mit der sich daraus ergebenden „Investitionsrate“ abgebildet werden kann (Gaskin 2000: 11 ff.). Diese Investitionsrate gibt die Wertschöpfung an unbezahlter Freiwilligenarbeit wieder, die in dieser Untersuchung mit einem Äquivalenzlohn von 12 Euro pro Stunde⁷ angesetzt wird, also in Relation zu den Kosten, die für die Freiwilligenarbeit aufgewendet werden.

Die in den Einrichtungen vorgefundenen Strukturen entsprechen von ihrer operativen Ausrichtung weitgehend den in Abb. 2 dargestellten Elementen. Allerdings wurde festgestellt, dass die strategischen Entwicklungsaufgaben in allen Einrichtungen – mit Ausnahme einer Einrichtung – nicht dem Idealbild entsprechend umgesetzt werden. So fehlt es in zwei der sieben Einrichtungen an dem nötigen Rückhalt durch die Leitung, in vier Einrichtungen gibt es kein entsprechendes Leitbild für Freiwilligenarbeit, in nur zwei Einrichtungen wird die Notwendigkeit der Freiwilligenarbeit mit der Belegschaft in ausreichendem Maße kommuniziert und lediglich in zwei Einrichtungen wird die Kommune mit einbezogen.

Bei der Betrachtung der Effizienz lassen die Ergebnisse die Schlussfolgerung zu, dass die höchste „VIVA Ratio“ bzw. Investitionsrate die Einrichtung aufweisen kann, deren operative Freiwilligenstrukturen, vor allem aber auch die strategische Ausrichtung, am ehesten denen in

⁷ Das Lohnniveau von 12 Euro wurde innerhalb einer Kosten-Nutzen-Analyse des Ehrenamtes am Beispiel der Freiwilligenagentur Regensburg ermittelt. In dieser wurden 15 Organisationen nach dem Preisniveau für Altenbetreuung (keine Pflege, sondern einkaufen, vorlesen, ...) befragt (Feslmeier/Massouh/Schmid 2004: 27-31).

Abb. 2 entsprechen. So kann diese Einrichtung für jeden in die Freiwilligenarbeit investierten Euro 14,15 Euro an unbezahlter Freiwilligenarbeit als Wertschöpfung verbuchen. Die Werte der anderen Einrichtungen liegen zwischen 0,94 und 6,89.⁸

Dieser Umstand lässt folgende zentrale Schlussfolgerung zu: Je mehr Ressourcen in die Freiwilligenarbeit investiert werden und je mehr den strategischen Entwicklungsaufgaben entsprochen wird, umso effizienter ist die Arbeit mit Freiwilligen bzw. desto höher fällt die entsprechende Wertschöpfung der Einrichtung aus.

Neben der Effizienzbetrachtung vorhandener Organisationsstrukturen rückt vor allem das Interesse in den Mittelpunkt, welcher konkrete Nutzen sich aus einer effizienten Freiwilligenarbeit ziehen lässt. Dabei wird unter folgenden Nutzenniveaus bzw. -ebenen unterschieden: Freiwillige, Einrichtungen und Gesellschaft.

Ebene der Freiwilligen

Es kann nachgewiesen werden, dass Freiwillige Kapital in Form von physikalischem, ökonomischem, sozialem und Humankapital akkumulieren.

Unter „physikalischem Kapital“ wird im Kontext der Freiwilligenarbeit ein konkretes Produkt verstanden, das der Empfänger erhält. Physikalisches Kapital ist eine quantifizierbare Messgröße und damit auch die Gebräuchlichste in den Einrichtungen. Hier handelt es sich beispielsweise um die Anzahl der Stunden, die eine hauptamtliche Person einen Freiwilligen „betreut“ (Institute for Volunteering Research 2004: 14).

Die Untersuchungsergebnisse zeigen, dass Freiwillige physikalisches Kapital auf vielfache Weise anhäufen. Zum einen durch die ihnen selbst zuteil werdende „Unterstützung im Engagement“. Diese erhalten sie in nahezu allen Einrichtungen, sei es in Form von personeller Begleitung oder in Form von Auszeichnungen, die die Bewertung ihrer Arbeit widerspiegeln. Dennoch besteht auch ein nicht ausgenutztes Potenzial, das in der Regel durch fehlende Ansprache oder durch nicht geregelte Zuständigkeiten entstanden ist. Zum anderen wird physikalisches Kapital durch den „Zugang zu gemeinschaftlichen Anlässen“ generiert, der in der Regel in allen Einrichtungen in Form von Treffen, Festen, Feiern oder Ausflügen vorhanden ist, bei denen auch Hauptamtliche teilnehmen. Allerdings herrschen bei solchen Anlässen teilweise auch Spannungen zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen, die es abzubauen gilt. Darüber hinaus ist der „Zugang zu Fort- und Weiterbildungskursen“ wichtig, der in allen Einrichtungen besteht, aber häufig nicht transparent gestaltet ist. Derartige Angebote sollten vor allen Dingen relevant und interessant für die Freiwilligenarbeit sein und eine entsprechende Qualität aufweisen. Eine der sieben Einrichtungen bietet beispielsweise Fortbildungszertifikate an, in einer anderen ist eine solche Maßnahme in Vorbereitung.

Beim „ökonomischen Kapital“ handelt es sich um Einkommen, Vermögen, um den Besitz an Produktionsmitteln, Grund und Boden etc., also um materiellen Reichtum. Es ist nach Pierre Bourdieu unmittelbar und direkt in Geld umtauschbar und durch das Eigentumsrecht institutionalisierbar (Bourdieu 1983: 184 f.).

Ökonomisches Kapital häufen die Freiwilligen in Form von „Aufwandsentschädigungen“ an, sofern diese über den tatsächlich entstandenen Kosten liegen. Im Untersuchungsfeld zahlen alle ambulanten Einrichtungen ihren Freiwilligen eine Aufwandsentschädigung. In der Regel liegt diese bei € 7 bis € 7,50 für stundenweise Betreuung bzw. € 15 bis € 20 für ganze Betreuungsnachmittage. Es ist davon auszugehen, dass die Rückerstattungen die tatsächlich

⁸ Die Effizienzbetrachtung der Freiwilligenstrukturen macht keine Aussagen zur Qualität der angebotenen Dienstleistungen von Freiwilligen, sondern lässt lediglich Schlussfolgerungen über die Quantität der Freiwilligenarbeit zu.

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

monetären Aufwendungen der Freiwilligen übersteigen.⁹ Nach § 3 Nr. 26 EStG sind derartige Einnahmen aus einer nebenberuflichen Pflege im Auftrag einer gemeinnützigen Einrichtung bis zur Höhe von insgesamt 1.848 Euro¹⁰ im Jahr steuerfrei. Darüber hinaus zählt zum ökonomischen Kapital eine „gesteigerte Ertragskraft“, die sich entweder in einer besseren finanziellen Situation oder in besseren Arbeitsmarktchancen aufgrund des in der Regel kostenlosen Qualifikationszugewinns und des im Lebenslauf aufgelisteten sozialen Engagements niederschlägt. Auf diese Weise sind zwei Arbeitsplätze in einer ambulanten und zwei volle und eine halbe Stelle in einer stationären Einrichtung vermittelt worden.

Ein ausgeprägter Nutzeneffekt auf Seiten der Freiwilligen ist der Zugewinn an „Humankapital“, definiert als „Wissen, Fähigkeiten, Kompetenzen und sonstige Eigenschaften von Individuen, die für das persönliche, soziale und wirtschaftliche Wohlergehen relevant sind“ (Healy/Côte 2004: 20).

Zu dessen Anreicherung sollte die Einrichtung mit Hilfe eines Programms zur Personalaus- und -weiterbildung beitragen, mit dem auch die Rekrutierung der Freiwilligen gesteuert wird. So sehen bis auf eine Einrichtung alle Probleme darin, Freiwillige mit den richtigen Fertigkeiten und Erfahrungen zu gewinnen. Darunter zählen die „allgemeine Entwicklung von Fähigkeiten und Kenntnissen“ wie soziale und kommunikative Kompetenzen, die – wie die Forschungsergebnisse zeigen – relativ losgelöst vom Bildungsangebot der Einrichtungen und eher im Miteinander entstehen. Die Einrichtung kann allerdings durchaus Einfluss auf die „spezifische Entwicklung von Fertigkeiten und Kenntnissen“ nehmen, indem sie gezielt Fort- bzw. Weiterbildungskurse anbietet, die auf das Krankheitsbild, i.d.F. Demenz, ausgerichtet sind. In der Einrichtung mit der ausgeprägtesten Freiwilligenstruktur werden Betreuungskonzepte wie „Biografiearbeit“, der „Personenzentrierte Ansatz“ oder die „Integrative Validation“ vermittelt. Nicht zuletzt die „persönliche Entwicklung“, und zwar das von Freiwilligen vielfach genannte Gefühl, etwas Sinnvolles zu leisten, anderen Menschen zu helfen oder eine Freude zu bereiten, aber auch Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten zu erlangen, spielen bei der Ausübung eine wichtige Rolle, und zwar neben den Auswirkungen auf die „Gesundheit und das allgemeine Wohlbefinden“.

Freiwillige können aber auch ihre persönlichen Ressourcen in Form von „Sozialkapital“ anreichern, das wir als „Netzwerkbeziehungen zusammen mit gemeinsamen Normen, Wertmaßstäben und Überzeugungen, die die Zusammenarbeit in oder zwischen den Gruppen erleichtern“ (Healy/Côte 2004: 49), definieren.

Sozialkapital tritt in unterschiedlichen Formen auf, zum einen in „Gruppen und Netzwerken“. So geben 51 % der befragten Freiwilligen an, dass zu ihrem Freundes- und Bekanntenkreis auch Personen aus dem Umfeld der Einrichtung, in der sie freiwillig tätig sind, gehörten. Darüber hinaus entstehen Gruppierungen wie beispielsweise in einer Einrichtung der Vorstand der Ehrenamtlichen, in dem die Interessen der Freiwilligen gebündelt werden. Sozialkapital wird aber auch durch „Vertrauen und Solidarität“ gebildet. Insbesondere die Einrichtung mit der höchsten Investitionsrate weist ein höheres „generalisiertes“ Vertrauen¹¹ als der Durchschnitt auf (28,6 % gegenüber 23,4 %). Darüber hinaus wird im Umfeld dieser Einrichtung in und mit der Gemeinde ein reger Informationsaustausch beobachtet. Schließlich ist

⁹ Keine Berücksichtigung finden hier Opportunitätskosten, also der Nutzenentgang, den Freiwillige durch die Entscheidung für oder gegen eine alternative Verwendung ihrer zur Verfügung stehenden Zeit erleiden.

¹⁰ Die Bundesregierung plant, im Rahmen der Initiative „Hilfen für Helfer“, die am 04.12.2006 durch den Bundesminister der Finanzen vorgestellt wurde, den Betrag auf 2.100 Euro im Jahr anzuheben.

¹¹ Die „generelle“ Eigenschaft des Vertrauens ist damit begründet, dass Akteure positive Erfahrungen, die sie in bestimmten Bereichen gemacht haben, auf andere Lebenssituationen übertragen, in denen sie in Interaktion mit Fremden treten (Gabriel 1999: 54-56).

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

auch „sozialer Zusammenhalt und Inklusion“ ein Indikator für Sozialkapital. So fühlen sich nahezu alle Freiwilligen in ihrer jeweiligen Einrichtung gut integriert.

Einrichtungsebene

Die Einrichtungen reichern physikalisches Kapital an, indem sie die „Quantität des Outputs“ steigern. Beispielsweise kann die Einrichtung mit der höchsten Investitionsrate einen Kapazitätszuwachs um bis zu sieben Ehrenamtsbereiche nachweisen, in denen über 150 Ehrenamtliche tätig sind. Alle anderen Einrichtungen geben aber auch an, dass es mehr Freiwillige sein könnten, was dafür spricht, die Ausdehnung dieser Leistungen zu befürworten. Darüber hinaus tragen Freiwillige zur „Qualität des Service“ bei. So werden bei nahezu allen Einrichtungen die Qualität der angebotenen Dienstleistungen verbessert. Zudem profitieren alle Einrichtungen von verbesserten Betreuungsleistungen – teilweise kann sogar eine eins zu eins Betreuung umgesetzt werden –, die zu einer höheren Lebensqualität und größerem Wohlbefinden bei den Patienten bzw. Heimbewohnern führen, vor allem aber auch Angehörige entlasten.

Ferner werden die Leistungen transparenter, da freiwillig Tätige in der Regel ohne Umschweife Beschwerden vorbringen. Sie können aber auch mehr Nähe zu den Patienten zulassen und verfügen in der Regel auch über mehr Zeit. Nicht zuletzt tragen Freiwillige zu „Innovationen“ in der Einrichtung bei, indem sie neue Ideen einbringen und dabei helfen, neue Betreuungsleistungen zu konzipieren.

Ökonomisches Kapital generieren die Einrichtungen zum einen dadurch, dass sie den „Wert der Organisationsarbeit“ steigern, indem sie Leistungen anbieten, die sonst nicht hätten angeboten werden können, sei es aus Zeitmangel oder aus Kostengründen. Vor allem führen die verbesserten Betreuungsleistungen zur Abgrenzung von Mitbewerbern. So sehen ambulante Dienste Vorteile bei der Kundenbindung und in einem möglichen Hinauszögern des stationären Aufenthalts. Zum anderen begünstigt die Arbeit mit Freiwilligen die Einnahmen der Organisation in Form von „Spenden und Fördergeldern“. So erhalten zwei Einrichtungen vom Träger Gelder, ein anderer, und zwar die (bzw. dessen Träger) mit der höchsten Effizienz, wird gefördert von der Stiftung Wohlfahrtspflege. Förderstrukturen nach § 45 SGB XI werden außer von zwei Einrichtungen nicht in Anspruch genommen. Hier werden die aufwändigen Verfahren der Antragstellung beanstandet, die nicht im Verhältnis zu den in Aussicht stehenden Fördermitteln stehen.

Die Einrichtungen profitieren aber auch von „Humankapitaleffekten“. Alle geben an, „Zugang zu besonderen Fähigkeiten“ zu erhalten, die Freiwillige mitbringen. Diese tragen zur Entwicklung des Personals bei, sei es durch Entlastungseffekte, sei es durch veränderte Einstellungen wie die Bereitschaft, Neues auszuprobieren. Eine Diversifizierung erfolgt durch die z.T. sehr heterogenen Gruppen, in denen gearbeitet wird. So hat die Einrichtung Zugriff auf neue Qualifikationen wie musikalisches Talent, aber auch auf ein nicht so sehr fachlich eingeschränktes Blickfeld, das Freiwillige mitbringen. Überdies beeinflussen die Freiwilligen die „Entwicklung der Organisation“, indem sie gute Ideen einbringen, sie teilweise managen und die Organisation in Kontakt mit der Umwelt halten.

Zu guter Letzt verbuchen die Einrichtungen „Sozialkapitaleffekte“, indem sie sowohl Personal als auch Freiwillige gewinnen und binden. Dadurch dass sich Hauptamtliche und Freiwillige in ihrer Arbeit ergänzen, ist es möglich, die Arbeitsmoral aller Beteiligten zu steigern und die Gewinnung neuer Ehrenamtlicher bzw. Hauptamtlicher zu erleichtern. Beispielsweise gab die Einrichtung mit den effizientesten Freiwilligenstrukturen an, keine Probleme bei der Rekrutierung Freiwilliger zu haben. Vor allem tragen Freiwillige zur „Reputation der Einrichtung“ bei, indem sie Repräsentanten der Organisation darstellen, die Organisation und deren

Angebot, vor allem aber auch die Qualität der Arbeit im Ort bekannt machen und damit einen Imagegewinn herbeiführen. Ein verbessertes Bild in der Öffentlichkeit wird von allen bis auf eine Einrichtung bestätigt.

Ebene der Gesellschaft

Nutzeneffekte in der Gesellschaft ergeben sich dahingehend, dass Freiwillige Leistungen erbringen, die die Lebensqualität vieler Bürger steigern und dazu führen, sich von anderen Gesellschaften zu unterscheiden. Insbesondere wird im Rahmen des Projekts nachgewiesen, dass Freiwillige zu einem gesteigerten Wohlbefinden bei Demenzkranken beitragen und darüber hinaus die Angehörigen merklich entlasten konnten. Der Einrichtung mit der höchsten „VIVA-Ratio“ gelang es zudem, durch soziale Kontakte die Integration der Bewohner bzw. Patienten aufrecht zu erhalten, indem jedem einzelnen Heimbewohner dauerhaft eine freiwillige Bezugsperson aus dem Ort, ein so genannter „Pate“, zur Seite gestellt wurde.

5.4 Fazit und Handlungsempfehlungen

Professionelle Arbeit mit Freiwilligen bedingt Vorlaufkosten und verursacht auch in einem etablierten System laufende Kosten. Alle Einrichtungen geben beispielsweise an, dass durch Freiwilligenarbeit keine Kosten gespart würden und z.T. auch Zeit des Personals für die Einarbeitung und Begleitung fehle. So müssen Einrichtungen bis zu 33.000 Euro im Jahr in die Arbeit mit Freiwilligen investieren. Dennoch steht dem Einsatz von Freiwilligen ein Nutzen gegenüber, der die Kosten z.T. weit übersteigt. Denn die Wertschöpfung, die Freiwilligenarbeit generiert, liegt beispielsweise in der Einrichtung mit der professionellsten Freiwilligenstruktur bei über 486.000 Euro. Insgesamt erzielen alle Einrichtungen zusammen eine Wertschöpfung von etwa 593.000 Euro – im Vergleich zu den Gesamtkosten in Höhe von 110.000 Euro eine beachtliche Zahl.

Die Arbeit mit Freiwilligen sollte daher von den Einrichtungen aufgrund der mannigfachen Nutzeneffekte als strategischer Vorteil begriffen werden und nicht zuletzt zu einer Abgrenzung von Mitbewerbern führt. Es ist aber unerlässlich, dass alle Personengruppen in die Arbeit einbezogen werden, die Freiwilligenstrukturen vor allem transparent gestaltet sind und den Freiwilligen ein reichhaltiges Spektrum an Weiterbildungsmöglichkeiten geboten wird. Die Einrichtung einer Koordinatorenstelle ist sinnvoll, wie sie häufig auch vorzufinden ist. Probleme mit den gesetzlichen Rahmenbedingungen und Förderstrukturen sehen nur drei der sieben Einrichtungen. Dennoch sollte der Aufbruch in ein professionelles Freiwilligen-Management nicht an den vom Gesetzgeber geschaffenen Rahmenbedingungen scheitern.

6. „Wohlfahrtspluralismus“ in der Betreuung von Demenzkranken unter sich verändernden Erwerbsarrangements

6.1 Stellenwert informeller Hilfe

Vor dem Hintergrund der sozialpolitischen Aufwertung der informellen Hilfe wollen wir nun auf das bürgerschaftliche Engagement und seine Voraussetzungen im persönlichen Bereich, wie den Familien- und Erwerbsarrangements, eingehen. Zur Frage der Vereinbarkeit von freiwilligem Engagement mit den Erwerbs- und Familienverhältnissen werden Interviews mit 31 Freiwilligen ausgewertet.

Es ist zu vermuten, dass die Aufgaben in der Alten- und Dementenbetreuung andere Personengruppen anzieht, als das in anderen Engagementfeldern der Fall ist, so dass die Ergebnisse dieser Untersuchung nur eingeschränkt mit anderen Studien wie die des Freiwilligen-surveys vergleichbar sind.

6.2 Familiensituation der Freiwilligen

Im Regelfall dominieren Männer mittleren Alters, wenn Aufgaben durch bürgerschaftlich Engagierte erledigt werden (BMFSFJ 2001; Klenner/Pfahl/Seifert 2001). Dieses Phänomen lässt sich allerdings nicht im kirchlich-religiösen und im sozialen Bereich feststellen (Stricker 2006: 22, mit weiteren Quellenangaben). In diesen Engagementbereichen – wie auch in der vorliegenden Untersuchung – stehen Frauen im Vordergrund. So sind von den Probanden insgesamt nur vier männlich und alle anderen weiblich. Mit einer Ausnahme sind alle Befragten in einer mittleren bis späten Lebensphase und leben in klassischen Geschlechterrollen. Im Ergebnis sind drei dominierende Familien-Merkmale festzuhalten: Die Freiwillige in unserer Untersuchung befindet sich in einer späten Lebensphase, ist verheiratet und führt ein Leben in klassisch-bürgerlichen Familienstrukturen der oberen Mittelschicht. Es existiert keine Gruppe von Freiwilligen, die strukturell einen Gegenpart zur klassischen Familie in einer späten Lebensphase darstellt.

Um dies näher zu verdeutlichen, werden die Lebensverläufe von drei beispielhaft ausgewählten „Ausreißern“ skizziert. Die gegenwärtige Lebenssituation eines Familienvaters mittleren Alters ist durch seine Erfahrung als Selbständiger mit hohem Einkommen, aber wenig Sinn- und Zeitperspektive für sich und seine Frau und Tochter geprägt. Nach Aufgabe der Selbständigkeit und Wechsel in den Lehrerberuf hat er bewusst ein Betätigungsfeld gesucht, das ihm Sinn vermittelt. Im zweiten Beispiel einer Frau mittleren Alters ergibt sich die Ausnahme-position aus einem völlig anderen biografischen Zusammenhang. Ihre Entscheidung für ein Engagement in diesem sensiblen Feld hängt eng mit der Pflege und Betreuung ihrer jüngst verstorbenen Mutter und dem Verlust ihres Ehemanns zusammen. Die zweite allein lebende Frau ist ebenso wie die anderen beiden Beispiele als Einzelfall zu betrachten. Sie lebt ohne Familienanschluss in Rheinland-Pfalz, hat eine demente Mutter in Nordrhein-Westfalen und sieht sich selbst als unabhängige Frau, die sich mit ihrem Alleinleben abgefunden hat und dieses begrüßt. Sie ist in das Engagement mit dem Wunsch eingestiegen, eine andere Beschäftigung neben der Arbeit zu haben, aber – und das ist entscheidend – sie sucht ein anderes Engagement als Ersatz dafür, dass sie sich nicht um ihre Mutter kümmern kann. Sie ist außerdem die einzige Freiwillige, die nicht in einem klassischen Rollenmuster lebt oder gelebt hat.

6.3 Erwerbssituation der Freiwilligen

Die Analyse der Erwerbssituation weist auf einen weiteren Standardaspekt in den von uns untersuchten Einrichtungen hin. Die überwiegende Zahl der Freiwilligen geht keiner Erwerbstätigkeit nach. Besonders auffällig sind dabei Freiwillige, die nie eine Erwerbstätigkeit ausgeübt haben. Gemeint sind damit Frauen, die in jungen Jahren geheiratet und Familienarbeit geleistet haben und sich heute in einer späten oder mittleren Lebensphase befinden. Gemeinsam ist allen aktuell nicht erwerbstätigen Freiwilligen, unabhängig davon, ob sie früher erwerbstätig waren oder nicht, dass sie sich ein Leben mit Erwerbsarbeit und Freiwilligenarbeit nicht vorstellen können. Würden sie heute arbeiten, wären sie nicht freiwillig engagiert.

Denkbar wäre, dass die wenigen Erwerbstätigen im mittleren Alter als „Dazuverdiener“ bereits heute Ausdruck zukünftiger Familien- und Erwerbsverhältnisse sind, was sich als Nebenerwerb der eigentlich im Haushalt tätigen Frau beschreiben ließe. Stichprobenumfang und Analyseverfahren lassen allerdings keine zuverlässige Aussage darüber zu. Die Entwicklungen im Mini-Job-Bereich deuten allerdings darauf hin (vgl. Allmendinger/Eichhorst/Walwei 2005), dass Frauen vermehrt neben der Familienarbeit erwerbstätig sind. In den meisten Studien fehlt aber der Bezug zur speziellen Klientel der Freiwilligen in sozialen Bereichen. Darüber hinaus haben auch die weiblichen Freiwilligen, die heute nicht mehr erwerbstätig sind, früher teilweise dazu verdient, was allerdings nicht dem Regelfall in diesem Untersuchungsfeld entspricht. Der feststellbare Unterschied, auf den die Erwerbstätigkeit der Frauen hinausläuft, besteht darin, dass die Frauen mittleren Alters ihr Engagement mit einer meist atypischen Form von Erwerbsarbeit kombinieren.

Damit fallen drei Ergebnisse auf, wenn wir die Erwerbslage der Freiwilligen betrachten: Die meisten Freiwilligen sind erstens nicht erwerbstätig und können sich zweitens ein Engagement bei gleichzeitiger Erwerbstätigkeit nicht vorstellen. Freiwillige, die beides kombinieren, können drittens zu einem Teil als „Ausreisser“ gewertet werden und bieten zum anderen Teil Anlass für eine Untersuchung, die diesen sich verändernden Arbeitsmarkt genauer ins sozialwissenschaftliche Visier nimmt.

6.4 Einstiegsmotivation der Freiwilligen unter besonderer Berücksichtigung von Erwerbs- und Familienstrukturen

Vor dem Hintergrund der sozialen Funktion von Erwerbsarbeit (vgl. u.a. Schelsky 1965), den vergleichbaren Funktionen bürgerschaftlichen Engagements im Allgemeinen und für Ältere im Besonderen (Brömme/Strasser 2001; Naegele/Rohleder 2001; Resch 2000) sowie den bisherigen Befunden stellt sich die Frage, mit welcher Motivation die Freiwilligen das Engagement begonnen haben.

Insgesamt dominiert das Bedürfnis, einen Ersatz für weggefallene, nie erfahrene oder nicht zufrieden stellende Erwerbsarbeit zu finden. Zieht man diese Motivation mit dem allgemeinen Bedürfnis nach einer lebensstrukturierenden Aufgabe und dem Ersatz für weggefallene oder nicht ausreichend erfüllende Familienarbeit zusammen, haben sich mehr als die Hälfte der untersuchten Freiwilligen für ein Engagement entschieden, weil sie einen Mangel in ihren Lebensstrukturen empfunden haben.

Die zweite große Gruppe bilden die Freiwilligen, die, wenn auch nicht bewusst, weniger die persönliche als die gesellschaftliche Perspektive einnehmen. Bei diesen Personen spielt Verantwortung eine große Rolle. Ob sich das Verantwortungsgefühl aus einem christlichen Weltbild oder einer prinzipiellen Verantwortungshaltung gegenüber dem Gemeinwesen speist, lässt keinen merklichen Unterschied erkennen. Wenn überhaupt, fällt in einigen Fällen

auf, dass der betreute Mensch bei den Freiwilligen, die ein christliches Weltbild in ihr Engagement geleitet hat, mehr im Mittelpunkt steht als bei den „Sinnsuchern mit gesellschaftlicher Perspektive“. Charakteristisch für beide Freiwilligengruppen ist aber die Selbstverständlichkeit, mit der sie ihr Engagement ausführen, und das empfundene Verantwortungsgefühl gegenüber der Allgemeinheit.

6.5 Fazit und Handlungsempfehlungen

Zusammengefasst ist der durchschnittliche Freiwillige im Demenzumfeld weiblich, lebt in klassischen Familienverhältnissen und befindet sich in einer späten Lebensphase. Dementsprechend ist er bzw. sie nicht erwerbstätig, sucht aber mehrheitlich einen Ersatz oder eine Kompensation für die nicht vorhandene oder nicht zufrieden stellende Erwerbs- bzw. Familienarbeit. Die jüngeren Freiwilligen gehen ebenfalls keiner Vollzeitberufstätigkeit nach, sind hauptsächlich als Hausfrauen tätig und zeigen die gleiche Einstiegsmotivation in das Engagement. Grundlage des Engagements ist ein gewisses Maß an finanzieller Absicherung bei einem gleichzeitig ausreichenden Zeitbudget. Es sind also traditionelle und wirtschaftlich abgesicherte Lebensstrukturen, die das bürgerschaftliche Engagement für ältere Menschen und speziell für Demenzkranke prägen.

Unter dem Eindruck sich verändernder Erwerbs- und Familienbedingungen sind aber auch bei dieser speziellen Klientel Veränderungen zu erwarten. Es gilt daher, den Wandel auf dem Arbeitsmarkt genauer zu untersuchen, um einerseits die Bedingungen der formellen Arbeit zu erkennen und andererseits auf der Grundlage der vorliegenden Untersuchung arbeits- und sozialpolitische Regelungen vorschlagen zu können, die es ermöglichen, dass sich auch Gruppen jenseits der klassischen Klientel zur Deckung des bürgerschaftlichen Betreuungsbedarfs engagieren. Das ist nicht zuletzt deshalb wichtig, weil der demografische Wandel die Notwendigkeit für bürgerschaftliches Engagement über das gegenwärtige Niveau hinaus nicht nur im Hinblick auf den steigenden Pflegebedarf, sondern auch im Allgemeinen verstärken wird (Simon 2005).

Im alten und derzeit noch existierenden Gleichgewicht formeller und informeller Arbeit ist dieser Zustand eng an die Geschlechter-Arrangements geknüpft. Schon heute kann man aber feststellen, dass die steigende Frauenerwerbstätigkeit die Vereinbarkeit mit Familie und Pflege erschwert (Beck 1998; Badura/Schellschmidt/Vetter 2003), obwohl ein großer Teil der Frauenerwerbstätigkeit in Form von Mini- und Midi-Jobs (Bäcker et al. 2000: 273) und damit innerhalb des männlichen Haupternährermodells stattfindet.

Die zukünftig notwendige Höherqualifizierung von Frauen (Engelbrech 1991: 656; Rothgang 2004) und das in der Politik intensiv diskutierte Aufbrechen der sozialstaatlichen Förderung des männlichen Ernährermodells lassen erwarten, dass Frauen immer seltener die informelle Arbeit als Hausfrau als ihren Lebensschwerpunkt wählen werden. Dadurch erhöht sich wiederum die Wahrscheinlichkeit, dass der prägende Personentyp im Demenzbetreuungsfeld verschwinden wird.

Schließlich gilt es, im Auge zu behalten, dass andere Erwerbsbiografien auch im Ruhestand zu anderen Entscheidungen über die Verwendung der freigewordenen Zeit führen. Damit muss nicht nur die Vereinbarkeit von Familie und Beruf neu arrangiert werden. Diese Entwicklung schlägt auch auf die Freiwilligenarbeit in der Altenbetreuung durch.

Daher ist in der vorliegenden Untersuchung die Unterscheidung zwischen aktuellen und zukünftigen Arrangements für Frauen am Arbeitsmarkt und die Betrachtung der Frauenerwerbsarrangements nach Chancen und Risiken, Qualifikation und Schichtzugehörigkeit be-

sonders wichtig, um Vereinbarkeit von Engagement und Erwerbstätigkeit realistisch einschätzen zu können.

Daran anschließend ist die Frage zu stellen, wie das zu erwartende Verschwinden der Hauptsäule des Freiwilligenengagements kompensiert werden soll und kann. Die Freiwilligen haben in unseren Befragungen immer wieder darauf hingewiesen, dass sie sich nicht vorstellen könnten, gleichzeitig Freiwilligenarbeit und Erwerbsarbeit zu leisten. Die geringe Zahl erwerbstätiger Freiwilliger bestätigt diese Aussage. Sollen aber auch Erwerbstätige in das Engagement einbezogen werden, wird die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und bürgerschaftlichem Engagement auch an dieser Stelle zu einem wichtigen Thema. Es geht daher auch um die Frage nach der Länge der tatsächlichen Arbeitszeiten und wie zufrieden stellend die Voraussetzungen am Arbeitsplatz derzeit sind, und darum, ob und inwieweit informelles Engagement und formelle Erwerbsarbeit auch für Ältere besser vereinbar gemacht werden können. Schließlich muss geklärt werden, ob die sich wandelnden Beschäftigungsformen und Arbeitsbedingungen Raum für neue, bisher noch nicht vertretene Engagementgruppen eröffnen und welche arbeitsmarktrechtlichen und sozialpolitischen Schritte für eine weitere Aktivierung dieser Klientel nötig sind. Dazu gehört u.a. eine Untersuchung von neuen Arbeitsformen wie Tele- oder Heimarbeit, aber auch genauere Studien atypischer und prekärer¹² Arbeitsformen. Gerade die Untersuchung prekärer Arbeitsformen bricht dabei den engen Mittelschicht-Blickwinkel auf, der das Demenzbetreuungsfeld derzeit kennzeichnet.

¹² Mit prekären Arbeitsverhältnissen sind im Allgemeinen solche gemeint, die sich durch geringe Arbeitsplatzsicherheit, geringes Einkommen und geringe bis gar keine Aufstiegsmöglichkeiten auszeichnen.

7. Schlussfolgerungen

Dem freiwilligen Engagement für an Demenz erkrankte alte Menschen kommt in Deutschland eine immer größere gesellschaftliche Bedeutung zu. Die einleitenden Ausführungen in Kapitel 1 haben einige Hintergründaspekte zu dieser Entwicklung aufgezeigt.

Freiwilliges Engagement für Demenzkranke hat sich schon in der Vergangenheit als eine wichtige Stütze erwiesen; diese Wirkung wird dem freiwilligen Engagement in einer alternierenden Zivilgesellschaft noch viel mehr zukommen. Auch von Seiten der Politik wird dieser unterstützende Charakter erkannt. In ihrem vierten Altenbericht verweist die Bundesregierung in diesem Zusammenhang auf die Vielzahl bereits bestehender Unterstützungsangebote durch freiwillige Helfer besonders für demenziell erkrankte Menschen. Die Fortentwicklung „erfolgreicher Modelle“ wurde von der Bundesregierung als ein fördernder Impuls zur Etablierung dieser Angebote gesehen (BMFSFJ 2002: 218).

Die hier vorgestellten Ergebnisse des Projekts „Bürgerschaftliches Engagement und Altersdemenz“ haben nicht zuletzt die Faktoren aufgezeigt, die auch zukünftig als Grundlage für Modelle eines erfolgreichen Einsatzes von Freiwilligen in der Betreuung von Dementen dienen können. Die Analysen haben gezeigt, dass sich die Rahmenbedingungen der Angebotsträger oft kaum ändern lassen. Jedoch können die Verantwortlichen durch eine offensive Freiwilligenpolitik erheblich zum Wohl der Einrichtungen wie der von ihnen betreuten Menschen beitragen.

Wenn es gelingt, das bestehende Potenzial an Freiwilligen zu nutzen und darüber hinaus neue Gruppen für das bürgerschaftliche Engagement zu gewinnen, könnten Ansätze einer „neuen Pflegekultur“ jenseits von „satt und sauber“ entstehen: mit genügend Zeit für die Dementen, mit persönlichen Beziehungen zwischen den Beteiligten sowie mit Raum für Kommunikation und Emotionen – mit anderen Worten, für eine „ganzheitliche“ Pflege und Betreuung, die man im Moment oft vergebens sucht. Neben der Steigerung des Wohlbefindens des einzelnen Erkrankten werden bei der Ausschöpfung dieses Potenzials auch die Bedürfnisse und Wünsche der Freiwilligen stärker in den Betreuungsprozess einbezogen.

Die Ergebnisse dieser Studie haben schließlich auch gezeigt, dass ein „ideales Freiwilligenmanagement“ nicht nur den Betreuten und den Helfern, sondern auch den Trägern der Unterstützungsangebote einen signifikanten Nutzen bringt. Gerade gegenüber staatlichen sowie zivilgesellschaftlichen Förderorganisationen wird dieser quantifizierbare Nutzen eine wesentliche Argumentationsgrundlage darstellen.

Freiwilliges Engagement kann jenseits aller strukturellen Unterstützungsmöglichkeiten für Angebotsträger jedoch nur langfristig in größerem Ausmaß gesteigert werden, wenn flexible Arbeitszeitmodelle realisiert werden, die potenziellen Freiwilligen den Weg in dieses Engagementfeld erleichtern. Gerade den hauptsächlich aktiven Frauen in diesem Betätigungsfeld könnten so neue Möglichkeiten in einem nachhaltigen Mix von Erwerbs- und Familienarbeit geboten werden.

Literaturverzeichnis

- Ahner, Kirsten (2005): „Ich will, dass etwas geschieht“. Wie zivilgesellschaftliches Engagement entsteht - oder auch nicht, edition sigma, Berlin.
- Akademie für Ehrenamtlichkeit Deutschland (2004) (Hrsg.): Lehrbuch Strategisches Freiwilligen-Management, Berlin.
- Allmendinger, Jutta/Eichhorst, Werner/Walwei, Ulrich (Hrsg.) (2005): IAB Handbuch Arbeitsmarkt. Analysen, Daten, Fakten, Frankfurt/New York.
- Arpagaus, Jürg H./Höglinger, Marc (2006). Freiwilliges Engagement, Sozialkapital und Alterspflege in der Schweiz. Zürich: Stiftung Kalaidos Fachhochschule.
- Bäcker, Gerhard/Bispinck, Reinhard/Hofemann, Klaus/Naegele, Gerhard (2000): Sozialpolitik und soziale Lage in Deutschland, Band 1, Wiesbaden.
- Badura, Bernhard/Schellschmidt, Henner/Vetter, Christian (2003): Fehlzeiten-Report 2003. Zahlen, Daten, Analysen aus allen Branchen der Wirtschaft, Wettbewerbsfaktor Work-Life-Balance, Betriebliche Strategien zur Vereinbarkeit von Beruf, Familie und Privatleben, Berlin.
- Beck, Brigitte (1998): Die Lebens- und Berufssituation von erwerbstätigen Pflegenden – Ergebnisse einer qualitativen Untersuchung. In: Naegele, Gerhard/Reichert, Monika (Hrsg.): Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Pflege, Nationale und internationale Perspektiven, Band 1, Hannover, S. 61-83.
- Behr, Karin/Liebig, Reinhard/Rauschenbach, Thomas (2000): Strukturwandel des Ehrenamts: Gemeinwohlorientierung im Modernisierungsprozeß, Weinheim/München.
- Biedermann, Christiane (2000): Was heißt Freiwillige managen? Grundzüge des Freiwilligen-Engagements. In: Nährlich, Stefan/Zimmer, Anette (Hrsg.): Management in Nonprofit-Organisationen. Eine praxisorientierte Einführung, Opladen, S. 107-128.
- Blinkert, Baldo/Klie, Thomas (2001): Zukünftige Entwicklung des Verhältnisses von professioneller und häuslicher Pflege bei differierenden Arrangements und privaten Ressourcen bis zum Jahr 2050, <http://www.soziologie.uni-freiburg.de/fifas/publikationen/onlinepublikationen.php>, Stand 15.07.2006.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten, Göttingen, S. 183-198.
- Brömme, Norbert/Strasser, Hermann (2001): Gespaltene Bürgergesellschaft? Die ungleichen Folgen des Strukturwandels von Engagement und Partizipation. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 25-26.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2001): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Ergebnisse der Repräsentativerhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement. Band 1 – Gesamtbericht, Stuttgart/Berlin/Köln.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2002): Vierter Bericht zur Lage der älteren Generation: Risiken, Lebensqualität und Versorgung Hochaltriger – unter besonderer Berücksichtigung demenzieller Erkrankungen, Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2005): Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generationen in der Bundesrepublik Deutschland. Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft. Der Betrag der älteren Menschen zum Zusammenhalt der Generationen, Berlin.
- Doblhammer, Gabriele/Westphal, Christina/Ziegler, Uta (2006): Pflegende Angehörige brauchen mehr Unterstützung. Bedarfsprognosen zeigen Anstieg häuslichen Pflegepotenzials in Deutschland bis 2030. In: Demografische Forschung. Aus erster Hand, 2006, Jahrgang 3, Nr. 4, Max-Planck-Institut für demografische Forschung.

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

- Engelbrech, Gerhard (1991): Vom Arbeitskräftemangel zum gegenwärtigen Arbeitskräfteüberschuß: Frauen und Erwerbsarbeit in den neuen Bundesländern. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 24. Jg./1991/4.
- Euler, Mark (2006): Soziales Kapital. Ein Brückenschlag zwischen Individuum und Gesellschaft, Oldenburg.
- Evers, Adalbert (2002): Auf dem Weg zu einem neuen Wohlfahrtsmix? Pflege im Alter und der mögliche Beitrag der Bürgergesellschaft. In: Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros e.V. (BaS)/Institut für Soziale Infrastruktur e.V. (ISIS): Grundsatzthemen der Freiwilligenarbeit. Theorie und Praxis des freiwilligen Engagements und seine Bedeutung für ältere Menschen, Praxisbeiträge zum bürgerschaftlichen Engagement im dritten Lebensalter, Band 13, Verlag Peter Wiehl, Stuttgart/Marburg/Erfurt, S. 85-100.
- Evers, Adalbert/Olk, Thomas (2002): Bürgerengagement im Sozialstaat. Randphänomen oder Kernproblem. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Das Parlament. Beilage zur Wochenzeitung. Aus Politik und Zeitgeschichte, 1. März 2002, B 9/2002, Bonn, S. 6-14.
- Feslmeier, Gerald/Massouh, Markus/Schmid, Christian (2004): Kosten-Nutzen-Analyse des Ehrenamtes am Beispiel der Freiwilligenagentur Regensburg (FA-Rgbg), unveröffentlichtes Manuskript, Honors-Projektarbeit der Universität Regensburg.
- Fischer, Andrea (2006): Mehr als nur ein Notnagel-Bürgerengagement, Ehrenamt und ihr schwieriges Verhältnis zur Politik. In: Kuhlmann, Heinz-Peter/Nübel, Gerhard (Hrsg.): Bürger und Alte. Gerontopsychiatrie zwischen Expertentum und Bürgerengagement, Frankfurt am Main, S. 31-36.
- Gabriel, Oscar W. (1999): Sozialkapital und Institutionenvertrauen in Österreich und Deutschland. In: Plasser, Fritz (Hrsg.): Wahlen und politische Einstellungen in Deutschland und Österreich. Frankfurt/M. u.a., S. 147-189.
- Gaskin, Katherine (2000): An Evaluation Of The Application Of The Volunteer Investment And Value Audit (VIVA) In Three European Countries, Institute for Volunteering Research, London.
- Gensicke, Thomas/Picot, Sibylle/Geiss, Sabine: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.) (2006): Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999-2004. Ergebnisse der repräsentativen Trenderhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftliches Engagement. Aus der Reihe: Empirische Studien zum Bürgerschaftlichen Engagement, Wiesbaden.
- Gronemeyer, Reimer (2004): Kampf der Generationen, München.
- Healy, Tom/Côte, Sylvain (2004): Vom Wohlergehen der Nationen: Die Rolle von Human- und Sozialkapital, Zentrum für Forschung und Innovation im Bildungswesen, (OECD) Organisation für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (Hrsg.), Paris.
- Infratest Sozialforschung (2003): Hilfe- und Pflegebedürftige in Privathaushalten in Deutschland 2002, Schnellbericht, Erste Ergebnisse der Repräsentativerhebung im Rahmen des Forschungsprojekts „Möglichkeiten und Grenzen einer selbständigen Lebensführung hilfe- und pflegebedürftiger Menschen in privaten Haushalten“ (MuG 3) im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, München.
- Institute for Volunteering Research (2004): Volunteering Impact Assessment Toolkit, London.
- Klenner, Christina/Pfahl, Svenja/Seifert, Hartmut (2001): Ehrenamt und Erwerbsarbeit – Zeitbalance oder Zeitkonkurrenz?, Düsseldorf.
- Kolland, Franz/Oberbauer, Martin (2006): Vermarktlichung bürgerschaftlichen Engagements im Alter. In: Schroeter, Klaus R./Zängl, Peter (Hrsg.): Altern und bürgerschaftliches Engagement. Aspekte der Vergemeinschaftlichung und Vergesellschaftung in der Lebensphase Alter, Reihe Alter(n) und Gesellschaft, Band 13, Wiesbaden, S. 153-174.

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

- Krimphove, Petra (2004): Bürgerschaftliches Engagement und Sozialstaat: ein Vergleich zwischen Deutschland und den USA, unveröffentlichtes Manuskript, Europäische Journalisten-Fellowships der Freien Universität Berlin Jahrgang 2004/2005.
- McCurley, Steve/Lynch, Rick (1998): Essential Volunteer Management, 2. Aufl., London.
- Naegele, Gerhard/Rohleder, Christiane (2001): Bürgerschaftliches Engagement und Freiwilligenarbeit im Alter – individuelle Verpflichtung oder gesellschaftliche Gesamtaufgabe? In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit, 11/2001.
- Opaschowski, Horst W. (2004): Der Generationenpakt. Das soziale Netz der Zukunft, Darmstadt.
- Resch, Marianne (2000): Veränderungen des Verhältnisses von Erwerbsarbeit und unbezahlter Arbeit: Mehr Autonomie und neuer Sinn? In: Zeitschrift für Arbeitswissenschaften, 02/2000.
- Rothgang, Heinz (2004): Demographischer Wandel und Pflegebedürftigkeit in Nordrhein-Westfalen. Gutachten für die Enquetekommission „Situation und Zukunft der Pflege in NRW“, http://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/GB_I/I.1/EK/EKALT/13_EK3/Gutachten/Demographischer_Wandel_Pflegebeduerftigkeit.pdf, Stand: 10.10.2006.
- Schelsky, Helmut (1965): Auf der Suche nach Wirklichkeit, Düsseldorf, S. 238-249.
- Simmel, Georg (1984): Die Großstädte und das Geistesleben. In: Ders., Das Individuum und die Freiheit, Berlin, S. 192-205.
- Simon, Michael (2005): Das Gesundheitssystem in Deutschland. Eine Einführung in Struktur und Funktionsweise, Bern/Göttingen/Toronto/Seattle.
- Statistisches Bundesamt (2007): Pflegestatistik 2005. Pflege im Rahmen der Pflegeversicherung, Deutschlandergebnisse, Wiesbaden.
- Steinbacher, Elke (2004): Bürgerschaftliches Engagement in Wohlfahrtsverbänden. Professionelle Herausforderungen in der Sozialen Arbeit, Wiesbaden.
- Strasser, Hermann/Stricker, Michael (2005): Freiwilliges Engagement in der Zivilgesellschaft. In Hopt, Klaus J./Hippel von, Thomas/Walz, W. Rainer (Hrsg.): Nonprofit-Organisationen in Recht, Wirtschaft und Gesellschaft. Theorien - Analysen - Corporate Governance, Tübingen, S. 127-137.
- Stricker, Michael (2006): Ehrenamt als soziales Kapital: Partizipation und Professionalität in der Bürgergesellschaft, Duisburg.
- Weyerer, Siegfried (2005): Gesundheitsberichterstattung des Bundes. Heft 28: Altersdemenz, Robert Koch-Institut (Hrsg.) und Statistisches Bundesamt, Berlin.

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

Bisher sind in der Reihe „Duisburger Beiträge“ erschienen:

- No. 1/1988 Zum Anspruch einer evolutionsbiologischen Fundierung der Moral.
Fritz Rudolph
- No. 2/1988 Moralische Institutionen und die Ordnung des Handelns in der Gesellschaft. Die "utilitaristische" Theorietradition und die Durkheimsche Herausforderung.
Hans J. Hummell
- No. 3/1988 Selbstreferentielle Technologiepolitik. Theoretische und thematische Grundlagen der Wirtschaftsbezogenen F & T - Politik.
Dieter Urban
- No. 4/1988 Berufseinmündung, Berufssituation und soziale Lage Duisburger Diplom-Sozialwissenschaftler/innen. Erste Ergebnisse einer empirischen Erhebung.
Dieter W. Emmerling
- No. 5/1988 Negative Dialektik - oder: Das "andere Genus des Denkens".
Helga Gripp-Hagelstange
- No. 1/1989 Entscheidungsprozesse im Studium: Weiterstudieren oder Aufgeben?
Christoph Rülcker, Adelheid Berger, Dieter Emmerling
- No. 2/1989 Lokale Handlungsebene und Jugendarbeitslosigkeit. Ein Forschungsbeitrag zur wohlfahrtsstaatlichen Dezentralisierungsdebatte. Ergebniszusammenfassung.
Jürgen Krüger, Manfred Pojana, Roland Richter
- No. 3/1989 Binäre LOGIT-Analyse: ein statistisches Verfahren zur Bestimmung der Abhängigkeitsstruktur qualitativer Variablen.
Dieter Urban
- No. 4/1989 Niklas Luhmann - oder: Was ist ein "differenztheoretischer" Ansatz?
Helga Gripp-Hagelstange
- No. 5/1989 Die Rationalität irrationalen Handelns. Kollektive Formen politischer Partizipation als Ergebnis individueller Entscheidungsprozesse. Eine empirische Analyse.
Dieter Urban
- No. 1/1990 Adorno und Derrida - oder: Der Versuch einer "Dekonstruktion" der Metaphysik.
Helga Gripp-Hagelstange
- No. 2/1990 "Arbeit statt Sozialhilfe" – Empirische Evaluation eines Beschäftigungsprogramms für arbeitslose Sozialhilfeempfänger.
Thomas Bruns und Irene Pawellek
- No. 3/1990 Jugendarbeitslosigkeit und lokale Legitimationsprobleme.
Jürgen Krüger

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

- No. 4/1990 Zu System und Problematik legal-bürokratischer Herrschaft in der klassischen Organisationstheorie.
Wolfgang Holler
- No. 5/1990 Die kognitive Struktur von Umweltbewußtsein. Ein kausalanalytischer Modelltest.
Dieter Urban
- No. 1/1991 Zeitgemäßes Campaigning in der Bundesrepublik Deutschland: Empirische und evaluative Hinweise zum Swing-Index, einem neuen Instrument des "micro targeting".
Sigurd Matz
- No. 2/1991 Stichworte zur Zukunft des Wohlfahrtsstaates.
Jürgen Krüger
- No. 3/1991 Kokain: Zur gesellschaftlichen Karriere einer Droge.
Thomas Schweer und Hermann Strasser
- No. 4/1991 Der >reale Sozialismus< und sein Niedergang basieren auf dem Marxschen >Ausbeutungs<-Irrtum. Sozialstaatlicher Volkskapitalismus statt Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln.
Dieter Holtmann
- No. 5/1991 The Distribution of Income in Modern Japan: An Examination of the Structural Determinants of Relative Equality.
Harold R. Kerbo
- No. 1/1992 Diplomabschlüsse im integrierten Studiengang Sozialwissenschaften an der Universität-GH-Duisburg. Eine empirische Analyse der erfolgreich absolvierten Diplomprüfungen im Zeitraum 1977 – 1990.
Holger Meinken
- No. 2/1992 Narzißmus, soziale Einbindung und Suizid. Eine vergleichende Analyse des Suizidgeschehens in Kempten (Allgäu) und seines ländlichen Umfelds im Lichte soziologischer und psychologischer Theorie.
Heidi Hlawatschek
- No. 3/1992 Die parlamentarische Willensbildung in portugiesischen Gemeinden.
Wolfgang Holler, Marcelino Passos
- No. 4/1992 Techniken der Attributdatenanalyse.
Uwe Engel
- No. 5/1992 Karrieremuster in der Kommunalpolitik. Eine empirische Untersuchung am Beispiel von Dinslaken und Duisburg.
Andreas Humpert

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

- No. 1/1993 Zur relativen Bedeutung eines Klassenkonzepts bei der Erklärung von Einkommens- und Bewußtseinsunterschieden in zehn entwickelten Industriegesellschaften.
Tomas Hagelstange, Brigitte Hamm, Dieter Holtmann
- No. 2/1993 Die Selbstzuschreibung extra-funktionaler Fähigkeiten im Ingenieurstudium. Eine geschlechtervergleichende empirische Untersuchung.
Dorothee Laß
- No. 3/1993 Prozesse der Entvertikalisierung in der japanischen Gesellschaft.
Brigitte Hamm
- No. 4/1993 Sozialstrukturelle Modernisierung: Stabilisierung oder Destruierung des Wohlfahrtsstaates?
Jürgen Krüger
- No. 5/1993 Organisation und Motivation (I)
Wolfgang Holler
- No. 6/1993 Solidarität in Bewegung. Die französischen Krankenschwestern verändern ihre Perspektiven.
Ingo Bode
- No. 7/1993 Japanese Corporations in Germany: Corporate Structure and Employee Relations (A Summary Report).
Harold R. Kerbo, Elke Wittenhagen, Keiko Nakao
- No. 1/1994 Organisation und Motivation (II)
Wolfgang Holler
- No. 2/1994 Kulturelle Nebensächlichkeiten und private Geselligkeit: Zu institutionellen Formen einer beliebten Koalition Vorüberlegungen zu einem theoretischen Orientierungsrahmen für die Deskription und Analyse privater Öffentlichkeit.
Christoph Rülcker, Günter Winter, Mitarbeit: Gerd Bloch
- No. 3/1994 Kollektives Handeln und Ambiguität. Die Regulierung atypischer Beschäftigungsverhältnisse in Frankreich und Deutschland.
Ingo Bode, Hanns-Georg Brose, Stephan Voswinkel
- No. 4/1994 Einführung in Windows 3.1; Einführung in Word für Windows 2.0.
Thomas Bruns, Günter Winter
- No. 5/1994 Einführung in SPSS für Windows.
Peter Höllmer, Günter Winter
- No. 6/1994 Schnäppchenmärkte. Zu einer schattenwirtschaftlichen Besonderheit.
Christoph Rülcker; Günter Winter
- No. 1/1995 Zur Distinguierung des sinnlichen Geschmacks: Von der Lust zur Krise der Gourmets.
Andrea Dederichs

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

- No. 2/1995 Studienfach als Differenzierungsmerkmal.
Ein empirischer Beitrag zur Analyse studentischer Lebenswelten.
Josef Köster
- No. 1/1996 Arbeitslosigkeit und Sucht: Eine qualitative Studie zu Suchtkarrieren von Arbeitslosen. Forschungsgruppe Langzeitarbeitslosigkeit:
Thomas Schweer (inhaltlich verantwortlich), Hermann Strasser, Gabriele Klein, Thomas Bongartz, Klaus Gröhnke
- No. 2/1996 Soziale Netzwerke bei Langzeitarbeitslosen. Forschungsgruppe Langzeitarbeitslosigkeit:
Klaus Gröhnke (inhaltlich verantwortlich), Hermann Strasser, Thomas Bongartz, Gabriele Klein, Thomas Schweer
- No. 3/1996 Lohnemanzipation in Europa: Synoptische Beurteilung der Gleichstellung abhängig beschäftigter Männer und Frauen nach ihren Durchschnittsverdiensten in der Europäischen Union.
Wolfgang Gerß
- No. 4/1996 Am Fordismus vorbei: Bauwirtschaft und Gastgewerbe in Deutschland und Frankreich.
Stefan Lücking, Stephan Voswinkel
- No. 5/1996 Generationensolidarität oder Altenmacht – Was trägt (künftig) den Generationenvertrag? Zur politischen Soziologie der staatlichen Alterssicherung.
Jürgen Krüger
- No. 1/1997 "Pumps, leider zu klein...": Eine empirische Studie über den privaten Gebrauchsgüterhandel via Offertenblatt.
Birgit Kunde, Christoph Rülcker, Ansgar Schulz-Kleyenstüber, Uwe Zander
- No. 2/1997 Leistungen und Leistungspotentiale älterer Menschen, Bilanz und Perspektiven des intergenerationalen Lastenausgleichs in Familie und sozialem Netz. (Tagungsband)
Dieter Grunow, Sylvia Herkel, Hans J. Hummell (Hrsg.)
- No. 3/1997 Merkmalsraumbildung und Differenzierung von mehrstelligen Variablen.
Günter Winter
- No. 4/1997 Determinanten der Studiendauer: Differenzen zwischen Studierenden verschiedener Fachbereiche? Ein Zwei-Gruppen-Test.
Josef Köster, Uwe Matzat
- No. 5/1997 Die Arbeitsplatzsuchstrategien von Arbeitslosen. Forschungsprojekt Langzeitarbeitslosigkeit
Klaus Gröhnke, Hermann Strasser
- No. 1/1998 Arbeitszeitverkürzung, Entgelt und Beschäftigung.
Gerhard Bosch

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

No. 2/1998 "Marxloh". Ansichten über einen Duisburger Stadtteil.
**Thomas Rommelspacher, Christoph Rülcker,
Ansgar Schulz-Kleyenstüber, Uwe Zander**

Bitte beachten Sie:

**Ab No. 1/1999 sind alle Beiträge im Internet abrufbar unter
<http://soziologie.uni-duisburg.de/dbsf.htm>**

No. 1/1999 Marktphilosophien in der Beschäftigungskrise. Zu den Wirksamkeits- und Wirtschaftlichkeitsannahmen im Ersten und Zweiten Arbeitsmarkt.
Achim Trube

No. 2/1999 Der große Zapfenstreich.
Eine soziologische Analyse eines umstrittenen Rituals.
Ulrich Steuten

No. 3/1999 Sozialwissenschaftliches Praktikum in der amtlichen Statistik.
Fallbeispiel: Ergebnisse politischer Wahlen und Strukturmerkmale der nordrhein-westfälischen Gemeinden.
Wolfgang Gerß

No. 4/1999 Arbeiten für gute Zwecke.
Organisation und Beschäftigung im Dritten Sektor.
Ingo Bode, Achim Graf

No. 5/1999 Bedingungen und Möglichkeiten kreativen und innovativen Handelns: Die wechselseitige Strukturierung von Subjekten und Organisationen. Ideenskizze und Bestandsaufnahme.
Ursula Holtgrewe

No. 1/2000 Rationalisierung im Dienstleistungssektor – Strategien und Probleme: Ein Literaturbericht.
Bernd Bienzeisler

No. 1/2002 Arbeitsmarkt und soziales Kapital: Eine komprimierte Darstellung theoretischer Grundlagen und empirischer Befunde.
Peter Runia

No. 2/2002 Kurzstudie zu einer Todesfallstatistik über Kinder und Jugendliche in Münster/Westf.: Eine Erhebung zu Todesfällen für den Zeitraum 1991-1998.
Jürgen Guggenmos, Sigurd Matz

No. 3/2002 Transformationspfade intermediärer Wohlfahrtsproduktion: Die Entwicklung der Caritas im deutsch-französischen Vergleich.
Ingo Bode

No. 4/2002 Vom Payer zum Player – Oder: Krankenkassen im Wandel. Der Fall der AOK und ein vergleichender Exkurs nach Frankreich.
Ingo Bode

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

- No. 5/2002 Methoden und Konzepte wissensintensiver Dienstleistungsarbeit.
Arbeitsberichte eines Hauptseminars.
Karen Shire, Bernd Bienzeisler
- No. 1/2003 Unsichere Beschäftigung – unsichere Integration?
Auswirkungen destandardisierter Beschäftigung auf die Einbindung
in Familie und soziale Netzwerke.
Martin Diewald, Michael Eberle
- No. 2/2003 Erwerbsbiographien von Männern und die sozialen Beziehungen
zu Verwandten und Freunden.
Martin Diewald
- No. 3/2003 Die Verbreitung des Crackkonsums in Nordrhein-Westfalen aus
der Sicht von Rauschgiftfahndern: Eine explorative Studie.
Thomas Schweer
- No. 4/2003 Der Zwang zur Toleranz oder
Die gesellschaftliche Bedeutung der Political Correctness.
Roelf Bleeker-Dohmen
- No. 5/2003 Die Regulierung der Zeitarbeit in Deutschland –
Vom Sonderfall zur Normalbranche.
Katrin Vitols
- No. 1/2004 Russlanddeutsche und die Polizei in Duisburg:
Zum Vertrauen russlanddeutscher Spätaussiedler in die Polizei.
Steffen Zdun
- No. 2/2004 Polizisten und Asylbewerber in Duisburg.
Marion Lillig
- No. 3/2004 Nutzung von Daten der historischen Statistik in Lehrforschungsprojekten.
Wolfgang Gerß
- No. 4/2004 Benachteiligte Bevölkerungsgruppen in „sozialen Brennpunkten“ –
Eine Untersuchung zweier Stadtteile in Nordrhein-Westfalen.
Günter Bell
- No. 5/2004 Klassen, Schichten, Lagen und die Deutung sozialer Ungleichheit.
Zum weberianischen Aufbruch in der Ungleichheitsforschung.
Gerd Nollmann
- No. 6/2004 Mit der Kultur gegen die Kultur.
Chancen und Grenzen des Kulturbegriffs bei Niklas Luhmann.
Christian Colli
- No. 7/2004 Wohnungslosigkeit.
Ein verdrängtes Phänomen am Rand der Gesellschaft.
Henning van den Brink

DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN FORSCHUNG

- No. 8/2004 Der Beitrag der Analyse der Regulierung der Zeitarbeit zur Steuerung des deutschen Arbeitsmarktes.
Katrin Vitols
- No. 1/2005 Wann ist ein Steuersystem gerecht?
Einstellungen zu allgemeinen Prinzipien der Besteuerung und zur Gerechtigkeit der eigenen Steuerlast.
Stefan Liebig und Steffen Mau
- No. 2/2005 Von der Lebensführung zur Selbstinszenierung.
Soziologische Überlegungen zur Diffusion der Ehre in der Gegenwartsgesellschaft.
Ulrich Steuten
- No. 3/2005 Der Leistungswert als kausale Verhaltensbegründung.
Ergebnisse einer Umfrage zur sozialstrukturellen Geltung des Leistungswerts in Bildung und Beruf.
Gerd Nollmann
- No. 4/2005 Untersuchungen zu demographischen Gleichgewichtsverteilungen nach dem Zipfschen Gesetz.
Wolfgang und Joachim Gerß
- No. 1/2006 Missverständnisse und umstrittene Experimente in der Entwicklung des Rechts der nordrhein-westfälischen Landschaftsbeiräte.
Ein Beispiel zur (Un)Logik demokratischer Entscheidungen.
Wolfgang Gerß
- No. 2/2006 The Global Call Centre Industry Projekt – Deutschland:
Erste Ergebnisse der Telefonumfrage für Deutschland
Jessica Scholten und Ursula Holtgrewe
- No. 3/2006 Unternehmensnetzwerke und soziale Einbettung: Begriffliche Bestimmungen, Funktionen und Entstehungsbedingungen.
Birgit Apitzsch
- No. 4/2006 Callcenter in Polen. The Global Call Centre Industry Projekt – Ergebnisse der Telefonumfrage in Polen.
Ewa Piskurek und Karen A. Shire
- No. 1/2007 Lern- und Wissenscluster.
Konzertierte Komplexität unter wissenssoziologischer Perspektive
Britta-Verena Pieper
- No. 2/2007 Bürgerschaftliches Engagement und Altersdemenz: Auf dem Weg zu einer neuen ‚Pflegekultur‘? Eine vergleichende Analyse
Hermann Strasser und Michael Stricker